



Gegen den Strom

mein Leben in
Gemeinschaft



Ernst Arnold

DIESES BUCH SOLLTEN SIE nicht für sich behalten. Schicken Sie es ruhig an Freunde weiter. Sie können auch gern das ganze Werk oder Auszüge davon ausdrucken. Bei der Vervielfältigung in größerem Umfang sowie bei Abdruck und Veröffentlichung von Auszügen in anderen Medien erfüllen Sie bitte folgende Bedingungen:

- Die kommerzielle Nutzung des Werkes ist untersagt.
- Jegliche Nutzung nur unter Vermerk folgender Quelle:
© 2009 Plough Publishing House

Dieses Ebook wurde veröffentlicht von Plough Publishing House, Church Communities Foundation, Rifton, NY 12471 USA (www.plough.com) and Robertsbridge, East Sussex, TN32 5DR, UK (www.ploughbooks.co.uk)

*Copyright © 2009 by Plough Publishing House
Rifton, NY 12471 USA
Alle Rechte vorbehalten*

Inhaltsverzeichnis

Einführung

1. Vorgeschichte
 2. Zeit der Suche
 3. Der Wind weht
 4. Anfang in Sannerz
 5. Krisenzeit
 6. Neuer Anfang
 7. Der Rhönbruderhof
 8. Reise nach Amerika
 9. Zwischen Zeit und Ewigkeit
 10. Vor dem Sturm
 11. Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus
 12. Eberhards letzter Kampf
 13. Der Kampf geht weiter
- Nachtrag
- Der Bruderhof

Ein Wort zur Einführung

Nichts lag näher, als dass Emmy Arnold, die einzige Mitbegründerin der Bruderhof-Bewegung, die nach dem Zweiten Weltkrieg noch lebte, eines Tages gebeten wurde, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Sie war bereits in ihren Siebzigern, als sie diese Arbeit anpackte, aber die Einzelheiten, an die sie sich erinnerte, waren für sie noch so lebendig, als ob sie erst einen Tag zuvor geschehen wären.

Das ursprünglich handschriftliche deutsche Manuskript für *Gegen den Strom* entstammte den persönlichen Aufzeichnungen der Autorin, teilweise noch aus den 1930er Jahren. Bis in die 60er Jahre gab es davon schließlich mehrere gebundene Bände. „Ich will nicht, dass diese Ereignisse und Menschen vergessen werden“, pflegte sie zu sagen. So wurde 1964 ein vollständiges Manuskript in Buchform vorbereitet, ins Englische übersetzt und als *Torches Together* veröffentlicht. Eine deutsche, inzwischen vergriffene Ausgabe folgte 1983 unter dem Titel *Gegen den Strom* beim Brendow Verlag, Moers.

In die hiermit vorliegende Neuherausgabe wurden außer einigen sachlichen Korrekturen auch neue Details und Anekdoten eingearbeitet. Einige davon sind Ergebnisse von neueren Nachforschungen, aber die meisten stammen aus einem bisher unveröffentlichten Tagebuch der Autorin, *Das geschlossene Buch*, und aus anderen persönlichen Aufzeichnungen.

Als ein Buch, das sowohl die Kämpfe als auch die

Freuden widergibt, die ein neues Leben in einem neuen Zeitalter mit sich bringen, paßt es sehr gut an den Beginn eines neuen Jahrtausends, den wir jetzt erleben, und Emmy Arnolds Erinnerungen sollen hiermit erneut einer neuen Lesergeneration vorgelegt werden. Denn niemals schrieb sie aus Nostalgie oder aus einer sentimentalischen Rückschau auf alte Zeiten. Was sie antrieb war die Vision einer zukünftigen Gesellschaft, gegründet auf Gerechtigkeit und Liebe, und ihr sehnüchtes Verlangen nach dem Kommen des Reiches Gottes.

Spring Valley Bruderhof
Oktober 1998

01: Vorgeschichte

Da ich gebeten wurde, einmal die Geschichte unseres Lebens niederzuschreiben, will ich versuchen, etwas von dem weiterzugeben, was mir besonders im Gedächtnis geblieben ist. Besonders will ich über die ersten Jahre der Bruderhof-Gemeinschaft berichten (da ich eine der wenigen bin, die sich noch daran erinnern), und wie wir trotz all unserer menschlichen Schwachheiten und Fehler vom Geist bewegt wurden. Ich weiß eigentlich nicht, wo anzufangen; aber irgendwie gehört die ganze Vorgeschichte unseres Lebens mit hinein, und so will ich damit beginnen.

Mein Mann, Eberhard, und ich stammen beide aus sogenannten akademischen Kreisen. Wir hatten beide eine behütete Kindheit und wuchsen ziemlich abgeschlossen von anderen Menschen auf. Obgleich wir, das gilt von uns beiden, unseren Eltern viel Dank schulden, so sind wir irgendwie immer unsere eigenen Wege gegangen. Wir fühlten uns nicht ausgefüllt. Uns verlangte nach einem sinnvolleren Leben. Eine gewisse Langweile ließ uns nicht los.

Eberhard wurde am 26. Juli 1883 in Königsberg, Ostpreußen, geboren. Sein Vater, Carl Franklin Arnold, geb. am 10. März 1853 in Williamsfield, Ohio/USA, war zur Zeit von Eberhards Geburt Lehrer am Gymnasium in Königsberg. Seine Mutter Elisabeth, geb. Voigt, stammte aus alten akademischen Kreisen und wurde am 20. September 1852 in Oldenburg geboren. Eberhard war das dritte Kind in seiner Familie. Er

hatte einen Bruder und drei Schwestern. Er war noch ziemlich jung, als sein Vater als Theologe und Kirchenhistoriker an die Universität Breslau in Schlesien berufen wurde.

Aus seinen Knabenjahren wurde erzählt, dass er ein ausgelassener Junge war, der besonders seinen Lehrern viel zu schaffen machte. Diese und auch die Eltern seiner Mitschüler waren nicht immer beglückt über den Einfluß, den er oft auf seine Kameraden ausübte. Schon damals fühlte er sich sehr zu den Armen und Landstreichern hingezogen. Er empfand diese viel natürlicher und warmherziger als die Menschen des Bürgertums. Das war für seine Eltern oft schwer zu verstehen, und es gab schon damals manche Auseinandersetzungen, wenn zum Beispiel Eberhard seinen neuen Hut mit dem eines Landstreichers vertauschte und seine Mutter bald danach Läuse entdeckte.

In seinem sechzehnten Lebensjahr war Eberhard von dem konventionellen Leben, das er zuhause führte, nicht mehr befriedigt. Er verbrachte seine Sommerferien im Pfarrhause seines Onkels Ernst Ferdinand Klein in Lichtenrade bei Berlin. Dort lernte er ein Christentum kennen, wie es ihm in dieser Weise noch nie begegnet war.

Durch eine persönliche Christuserfahrung auf einer früheren Pfarrstelle in Schlesien, wo es viele schlecht bezahlten Weber gab, hatte Onkel Ernst beschlossen, ganz auf der Seite der Armen zu stehen. Das brachte ihm von Seiten der wohlhabenderen Gemeindeglieder solche Feindschaft ein, dass er seine Pfarrstelle dort aufgeben mußte.

Mit Spannung und größtem Interesse hörte Eberhard

einst einem Gespräch seines Onkels mit einem jungen Heilsarmeeoffizier zu. Die brüderliche Art, in der dies Gespräch geführt wurde, die Liebe zu Christus, die er in beiden empfand, erweckten in dem nun Sechzehnjährigen eine große Sehnsucht, die Quelle dafür zu finden.

Als er von diesen Ferien zurückkam, machte er sich auf eine intensive Suche nach Christus. Eberhard erzählte mir, dass er im Oktober 1899, nach langen inneren Kämpfen, einen jungen Pfarrer besuchte, einen Tag nachdem er diesen hatte sprechen hören. Er fragte ihn nach dem Heiligen Geist, worauf er die Antwort erhielt: „Es ist ja gerade dieser Geist, der dich zu mir führt“. So geschah es, dass Eberhard Christus erlebte – als Sechzehnjähriger!

Von dieser Zeit konnte Eberhard mir nur in größter Bewegtheit erzählen. Es war zu jener Zeit eine recht verbreitete sogenannte Gemeinschaftsbewegung am Werk, die in England und Amerika begonnen hatte und nun auch in Deutschland, der Schweiz und anderen Ländern aufbrach. Anhänger dieser Bewegung fühlten, dass Christus mehr war als der Sohn Gottes: er war ihr Erlöser. Aber es ging weit darüber hinaus. Die Menschen trafen sich in Privathäusern, in Gruppen zu Erbauungsgemeinschaften. Es war wirklich etwas aufgebrochen. Sofort nach seiner eigenen Bekehrung suchte Eberhard nun Verbindung mit diesen verschiedenen Gruppen.

Sein erster Schritt war, zu seinen Eltern und Lehrern zu gehen, um vergangene Dinge in Ordnung zu bringen; doch fand er weder Verständnis noch Glauben bei ihnen. Ein Lehrer meinte sogar, dass Eberhard Spaß mit ihm machen wollte und

schickte ihn als einen Angeber aus der Klasse! Doch mehr und mehr setzte es sich durch, dass es ihm bitter Ernst war. Die Schüler versammelten sich um Eberhard, und es entstand unter ihnen eine kleine Erweckung. Als Folge davon war Eberhards Zimmer fast niemals leer, und er kam kaum noch zu Schularbeiten.

Die Situation verschlimmerte sich noch, als Eberhard sich besonders gut mit Leuten der Heilsarmee verstand und oft ihre Versammlungen besuchte. Er tat dies aus dem Verlangen heraus, Menschen zu finden, die ihr Christsein als Liebe zu den Mitmenschen gleich in die Tat umsetzen wollten. Abends besuchte er mit ihnen die dunkelsten Spelunken der Stadt Breslau und ihrer Vororte, um Verlorene zu retten und zu den elendesten Menschen der „versunkenen Zehntel“, wie sie einmal der alte Heilsarmeegeneral William Booth bezeichnet hatte, vorzudringen.

Das gab natürlich zu Hause große Aufregung. Da lasen seine Eltern zum Beispiel in der ganzen Stadt riesige Plakate: „Achtung! Heilsarmee! Heute abend wird der Missionar Eberhard Arnold zu einer großen Versammlung sprechen“. Es war für einen Gymnasialschüler nicht erlaubt, in öffentlichen Versammlungen zu sprechen, und Eberhards Mißachtung des Gesetzes machte das schon gespannte Verhältnis mit seinen Eltern nicht besser. Sein Vater glaubte damals, wie später auch bei anderen Gelegenheiten, dass er seinen Lehrstuhl als Universitätsprofessor wegen seines ungeratenen Sohnes aufgeben müßte, der seinen guten Namen zerstörte.

Da Eberhards öffentliche Wirksamkeit auch in der Schule verboten wurde, benutzten seine Eltern eine gebotene Gelegenheit, ihn in die kleine Stadt Jauer in Schlesien zu schicken, damit er ungestört sein Abitur, seinen Schulabschluß, machen könnte. Aber auch dort sammelte sich bald eine kleine Gymnasiastengruppe zum Bibelstudium um Eberhard. Trotzdem kam es dann doch zum Schulabschluß. Noch in viel späteren Jahren, auch noch nach Eberhards Tod, traf ich Menschen, die diese Zeit mit Eberhard nie vergessen konnten; so gross war sein Verlangen nach Jesus. Viele sagten, dass sie in diesen Tagen eine Richtung für ihr ganzes Leben mitbekommen haben.

Der Gedanke, sich der Heilsarmee anzuschließen, wurde damals von Eberhard als ernste Frage erwogen. Besonders während eines Sommerferienaufenthalts an der Nordsee kämpfte er diese Frage durch. Die Liebe zu den Verlorenen, zu den ungerecht Behandelten, zu denen Christus besonders gekommen ist, verband ihn stark mit der Heilsarmee. Aber er empfand dort mehr und mehr auch eine gewisse religiöse Einseitigkeit und einen Mangel, alle sozialen Probleme, die das Leben mit sich brachte, in der Tiefe anzupacken.

So entschloß er sich damals, nicht der Heilsarmee beizutreten; doch er hat die Zuneigung und Liebe zu diesen Menschen immer beibehalten. Noch in den letzten Jahren seines Lebens besuchte er ihre Versammlungen und sprach auch dort, wenn ihm Gelegenheit gegeben wurde.

Nun will ich noch aus meiner eigenen Kindheit und Jugend berichten. Ich bin als zweites Kind meines Vaters Heinrich

von Hollander und meiner Mutter Monika, geb. Otto, am 25. Dezember 1884 in Riga in Lettland geboren. Wir waren fünf Mädchen und zwei Buben. Ich habe wenige Erinnerungen an meine frühe Kindheit, denn ich war erst fünf Jahre alt, als wir unsere Heimat verließen. Riga kam immer mehr unter russischen Einfluß, und wir, wie auch viele andere deutsch-baltischen Familien, wanderten nach Deutschland aus, um uns diesem Einfluß zu entziehen; unsere Eltern wollten, dass wir als Deutsche aufwachsen sollten. Ich bin auch niemals wieder in Riga gewesen. Wir verließen Riga im Frühjahr 1890, um uns zuerst in Jena anzusiedeln.

Ich weiß nicht, ob es kam, weil ich am 25. Dezember geboren bin – in derselben Jahreszeit, in der das Christkind zur Rettung der Menschheit geboren wurde – aber Weihnachten war immer etwas Besonderes für mich, und als ich älter wurde, berührte mich die Bedeutung dieser Feiertage sehr tief.

Meine beste Spielkameradin und lebenslange Kameradin war meine Schwester Else, nur elfeinhalb Monate jünger als ich. Mit ihr teilte ich alles, und bis zu ihrem Lebensende verstanden wir uns gut. Als Kinder trieben wir zusammen eine Menge Unsinn. Ich war immer die führende, aber Else machte mit Begeisterung mit.

Ich soll ein besonders wildes kleines Mädchen gewesen sein, dem kein Baum zu hoch war, und keine Eisenbahn sauste so schnell vorbei, dass ich nicht versucht hätte, nebenher zu rennen. Für meine Mutter war ich viel zu lebhaft und wild, und sie sagte oft: „Du wärest besser ein Junge geworden!“ Je öfter sie das sagte, desto reservierter wurde ich ihr gegenüber.

Als ich dann Ostern 1891 in die Schule kam, hatte ich kein besonders Interesse fürs Lernen. Meine Lehrerin Fräulein Ludewig war sehr streng und interessierte sich mehr für Musterschüler als für eine wilde Katze wie mich. Ich konnte einfach nicht still sitzen in der Schule und konnte kaum die Pause oder das Ende der Schule abwarten, um zu meinen Spielen und zu neuen Streichen zu gelangen. Aber trotz aller Wildheit und Ungezogenheit brach schon, als ich noch ziemlich jung war, ein Drang zu etwas anderem in mir ein; vielleicht war es die Sehnsucht, Gott zu finden. Als unser fast neun Monate altes Brüderchen plötzlich starb, dachte ich viel darüber nach, wo er und andere Verstorbene sich wohl befänden, und wenn ich am Abend den Sternenhimmel betrachtete, sann ich darüber nach, ob sie wohl auf einem dieser Sterne sein würden.

Nachdem wir nach Deutschland umgezogen waren, wiederholte mein Vater seine Examen, um als Doktor der Rechte anerkannt zu werden; er hoffte, eine Professur an der Jenaer Universität erhalten. Das war aber leider nicht der Fall, und so zogen wir nach Weimar. Der Großherzog von Sachsen-Weimar hatte meinem Vater eine Position als Rechtsanwalt an seinem Hof angeboten.

Im Sophienstift, der Schule, die ich in Weimar besuchte, war alles sehr elegant und formell. Die aristokratischen Familien blieben unter sich und schauten herunter auf die bürgerlichen Schülerinnen und wollten nichts mit ihnen zu tun haben. Sie waren wirklich eine Kaste für sich. Im allgemeinen verkehrten meine Schwestern und ich mit diesen Mädchen – das wurde

von uns erwartet – aber wir hätten viel lieber in Feld und Wald gespielt, wie wir es in Jena getan hatten.

In Weimar lebten wir nur eineinhalb Jahre, aber während dieser Zeit erlebte ich den Tod mehrerer Menschen, die ich gekannt hatte, und das hinterließ einen dauerhaften Eindruck bei mir.

Im Kindergottesdienst, den ich besuchte, fiel die Botschaft des Evangeliums tief in mein Herz. Schon damals gelobte ich mir, nicht für mich selbst sondern für Gott und meinen Nächsten zu leben. Ich war zu der Zeit etwa elf Jahre alt. Besonders meine Mutter, aber auch andere, hatten wenig Verständnis für meine „Seltsamkeit“ – einerseits sahen sie mein Suchen nach religiöser Wahrheit, andererseits aber meine Widerspenstigkeit und Sorglosigkeit.

Mein Vater war nicht lange mit seiner Position zufrieden. Nachdem wir den Sommer 1897 in Bad Berka verbracht hatten, zogen wir im Oktober nach Halle an der Saale. Auch hier befand ich mich erst auf der Seite der Unfugmacher, jedoch durch die Freundschaft mit einem Mädchen meines Alters, Lisa Franke, erlebte ich ein erneutes Suchen nach Gott und Christus. Doch außer zu Lisa sprach ich mit niemand darüber. Ich war erst dreizehn, aber da sie meinen kindlichen, lebendigen Glauben teilte, fühlten wir uns von Anfang an zueinander hingezogen. Zwei Dinge zogen mich zu Lisa: erstens lehnten wir beide das Flirten ab, das unter unseren Klassenkameradinnen gang und gäbe war, und wir mochten nicht einmal Liebesgeschichten lesen. Zweitens waren wir beide ernsthaft auf der Suche nach einem echten christlichen

Leben. Wir waren uns einig, dass wir beide als Erwachsene ledig bleiben, Diakonissen werden und den Kranken dienen wollten. Das war mit Sicherheit der beste Weg, um Gott und unseren Nächsten zu dienen.

Bald fing ich an, die Kirche und religiöse Versammlungen zu besuchen, mir auch Bücher zu verschaffen, wie zum Beispiel solche über und von Zinzendorf, die „Fußspuren des lebendigen Gottes auf meinem Lebenswege“ von Otto Funcke, auch die „Nachfolge Christi“ von Thomas von Kempen. Mehrere Jahre besuchten Lisa und ich den Kindergottesdienst bei Pastor Meinhof und Pastor Freybe. Vor allem die Entschiedenheit des letzteren, ein christliches Leben zu führen, machte einen tiefen Eindruck auf mich.

1901 ging meine Schulzeit zu Ende und ich begann, aktiver am kirchlichen Leben in Halle teilzunehmen. Auch las ich mehr und interessierte mich besonders für den mährischen Grafen Zinzendorf (1700-1760) und die Gründung seiner christlichen Gemeinschaft in Herrnhut.

Ein guter Freund in dieser Zeit war Pastor Hans Busch, mit dem ich oft alte und kranke Gemeindeglieder besuchte. Oft waren es armselige Häuser, und es roch schrecklich darin; die Zustände waren manchmal so schlimm, dass ich fast nicht reingehen wollte. Aber wieder und wieder nahm ich mich zusammen; ich fühlte, dass meine Liebe stärker sein müsse als meine Gefühle.

Inzwischen wurde das Leben zuhause immer schwieriger. Mein Vater war in Halle nicht glücklich, vermutlich weil er

in seiner Karriere nicht so vorankam, wie er gehofft hatte. Ich verstand all diese Spannungen nicht.

Zu Ostern 1902, als ich siebzehn war, fing ich eine Teilzeitarbeit im Diakonissenhaus an. Wegen meines Alters war es mir nicht erlaubt, dort zu übernachten, sondern ich mußte zuhause bei meinen Eltern wohnen. Zuerst arbeitete ich nur einige Tage wöchentlich und löste andere Schwestern ab, aber bald hatte ich einen richtigen Platz auf der Kinderstation, wo ich viel Not kennen lernte.

Als 1903 meine jüngste Schwester Margarethe mit vierzehn Jahren in dieser Station an Blinddarmentzündung starb, reifte in mir mehr und mehr der Entschluß, meinem Leben einen Sinn zu geben. Ich konnte es mir nicht vorstellen, zuhause zu bleiben und zusammen mit meinen Schwestern als noch eine Tochter in noch einer bürgerlichen Familie ein sinnloses Leben zu führen. Aber nach Margarethes Tod baten meine Eltern mich, nach Hause zurück zu kommen; sie wollten ihre fünf überlebenden Kinder um sich haben. Etwa um dieselbe Zeit hatte ich bei der Arbeit Schwierigkeiten mit der Oberin im Diakonissenhaus, und so war ich einverstanden, eine Pause zu machen – wenigstens für eine Weile.

Ab dem kommenden Mai lebte ich dann bei der Familie von Pastor Freybe, die ihren siebenjährigen Sohn verloren hatten und mich baten, bei ihnen zu wohnen. Diese Monate im Pfarrhaus werde ich nie vergessen. Gespräche darüber, wie man am besten sein Leben Christus weihen könne, erfüllten die ganze Zeit, die ich dort zubachte. Ich besuchte die Kranken und Alten in der Gemeinde, übernahm Nachtwachen und

pflegte viele kleine Kinder. Kurz vor Weihnachten kehrte ich nach Hause zurück.

Mit zwanzig Jahren, ab Juni 1905, begann ich im Diakonissenhaus Halle als Probeschwester zu arbeiten. Ich hatte ja nun das erforderliche Alter erreicht. Zuerst arbeitete ich auf der Frauenstation. Der Tag war lang und die Arbeit schwer, denn es gab damals keinen Achtstundentag. Das Leben im Diakonissenhaus war fast wie in einem Konvent. Wir hatten viele Gottesdienste und lernten viel über die Sinnfragen des Lebens. „Was will ich? Ich will dienen. Wem will ich dienen? Dem Herrn in seinen Armen und Notleidenden. Und wenn ich darüber alt werde? Königin Esther sagte: ‚Wenn ich vergehe, dann vergehe ich,‘ und sie kannte den nicht, um dessentwillen man sein Leben hingeben kann“.

All das machte mir große Freude. Nach einigen Wochen bekam ich Tracht und Haube einer Diakonissenhelferin, und es gab eine Feier für die neu eingekleideten Hilfsschwestern. Noch einmal wurde es uns klargemacht, was für ein ernster Schritt es war, Diakonisse zu werden.

Leider wurde ich einige Zeit danach krank. Mein Vater bat für mich um vier Wochen Urlaub, aber das wurde abgelehnt: der Pastor des Diakonissenhauses sagte, dass ihre Angestellten dort von Mitschwestern versorgt würden. Aber mein Vater war unnachgiebig. Was sollte ich machen? Schließlich entschloß ich mich, nach Hause zurückzukehren.

Im Februar 1906, nach mehreren Wochen Rekonvaleszens, begann ich im Kreiskrankenhaus in Salzwedel und arbeitete ein ganzes Jahr auf der Männerstation. In Salzwedel war vieles

ganz anders als im Diakonissenhaus. Es gab religiöse Rituale, das stimmt, aber wenig Frömmigkeit. Stattdessen herrschten Ehrgeiz und Eifersucht unter den Krankenschwestern und machten die Arbeit, die an sich schon anstrengend war, noch schwerer. Zwei der jungen Männer, die ich pflegte, erlagen einer Typhusepidemie; dann starb Hertha, eine nahe Freundin aus Halle, mit nur zwanzig Jahren an einer Blinddarmentzündung. Diese Todesfälle ernüchterten mich und führten mich wiederum dazu, mein Leben für etwas zu geben, was über dies Leben hinausging, etwas das ewig und unvergänglich sei.

Im Frühling 1907 fuhr ich dann nach Hause in Urlaub. Was mir dort bevorstand, war für mich völlig neu, aufregend und bewegend. Ich war ja nur für einige Wochen Erholung nach Hause gefahren, fühlte mich sonst ganz gerufen für diesen, meinen gewählten Beruf, aber jetzt erst begann mein eigentliches Leben.

Zu jener Zeit hatte Ludwig von Gerdell, ein sehr bekannter Redner, gerade eine Serie von Vorträgen im größten Saal von Halle gehalten. Seine Themen waren „Das Sühneopfer Christi“, „Kann der moderne Mensch noch an die Auferstehung Jesu glauben?“, „Ist die Auferstehung Christi geschichtswissenschaftlich genügend bezeugt?“ und andere. Obwohl ich selbst noch nie etwas von Gerdell gehört hatte, wurde ich durch die begeisterten Berichte meiner Geschwister, durch Freunde und Bekannte, ja sogar in Geschäften und in Gesprächen auf der Straße ganz in den Bann dieser Vorträge hineingezogen.

Man sagte, „ganz Halle steht auf dem Kopf!“ Völlig fremde Leute sprachen einander an und fragten einander, was sie von diesen Vorträgen hielten. Es war, als ob ein neuer Geist durch die ganze Stadt wehte, und ich wollte auch davon ergriffen werden. So beschaffte ich mir die gedruckten Vorträge Gerdtells und las sie. Plötzlich stand ich mitten in der Bewegung, mitten in dem Aufruf zur Buße und Umkehr! Mit scharfen Worten wurde gesprochen: „Tut Buße! Das Reich Gottes naht!“ Ich selbst fühlte mich sehr tief angesprochen und fing an, mein Leben zu bereinigen. Noch wichtiger, ich suchte Menschen auf, die in dieser Bewegung standen.

Leute aus allen Kreisen schlossen sich dieser Bewegung an. In Halle waren es damals besonders solche aus akademischen oder den sogenannten besseren Kreisen. Man traf sich in Privathäusern, so bei Frau Else Bähr, der Frau eines Oberstabsarztes, oder bei Frau Schulz, der Frau eines Augenarztes. Sie stellten ihre großen Räume für Vorträge und Aussprachen zur Verfügung. Leute wie der später berühmt gewordene Chirurg Paul Zander und seine Braut Lene Örtling, Karl Heim, der später in Tübingen ein berühmter Professor wurde, und Sigmund von Salwürk, ein bekannter Kunstmaler, hatten sich ganz zu Christus gewendet und studierten mit anderen zusammen das Leben und den einfachen Glauben der Urchristen. Keine Kirche, keine Sekte, sondern Allianz aller Gläubigen!

Am 4. März 1907 waren meine Schwestern Else und Monika zu einer Abendversammlung im Haus von Frau Bähr eingeladen. Ein Freund Dr. von Gerdtells, ein Theologiestudent

namens Eberhard Arnold sollte sprechen. Else und Moni (wie wir Monika nannten) hatten keine besondere Lust zu gehen, aber ich war mehr interessiert. Meine Eltern sahen es nicht gerne, dass ich in ein fremdes Privathaus gehen wollte. In jenen Tagen war das nicht Sitte, es sei denn, man war zumindest irgendwie bekannt mit der Familie. Obwohl ich auch ziemliche Hemmungen hatte, fühlte ich mich seltsamerweise mit jeder Faser meines Herzens hingezogen. So ging ich. Eberhard sprach über den Hebräerbrieff, Kapitel 10: „So wir denn nun haben den Zutritt in das Heilige durch das Blut Jesu Christi, ... so laßt uns hinzugehen mit wahrhaftigem Herzen in völligem Glauben“.

Nach der Versammlung wurde Eberhard von Menschen umringt, die ihn fragten, in welchem Sinne diese Worte auszuführen seien. Ich hielt mich zurück, obwohl ich mich tief angesprochen fühlte. Schließlich ging ich nach Hause. Aber ich konnte den Abend nicht vergessen: Die Liebe Christi, die aus Eberhards Worten sprach, erfüllte mich so tief, und es war, als ob sie mich verfolgten. Eines Tages, immer noch bewegt von dem Erlebnis, ging ich zu Frau Bähr und erzählte ihr, was mich beschäftigte. Von Natur aus scheute ich mich, über solche persönlichen Dinge zu reden, aber mehr als je zuvor schien es für mich eine Frage der Ewigkeit und eines Rufes nach lebenslanger Nachfolge zu sein.

Am Sonntag vor Ostern, am 24. März 1907, trafen wir uns dann wieder zu Vorträgen von Bernhard Kühn im Haus des Augenarztes Dr. Schulz. Kühn war ein buckliger, kleiner Mann, aber voll Leben und Feuer. Er drang richtig ein in die

Herzen der Zuhörer mit seinem prophetischen Blick für die Zukunft Gottes: „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden; wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, dass wir ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen, wie er ist“ (1.Joh.2,3). Unsere ganze Schar war tief bewegt von dieser Botschaft. Einige sprachen und gaben Zeugnis von dem, was Christus ihnen für ihr ganzes zukünftiges Leben bedeute. Es war das erste Mal, dass auch ich aufstand und ziemlich scheu sagte, dass mein Leben und mein Wille fortan nur Christus gehören sollten!

Ich verpaßte keine der nächsten Erweckungsversammlungen, so tief war ich bewegt von der Wahrheit und Klarheit des Evangeliums. Einige Male brachte Eberhard mich nach Hause. Von Anfang an verstanden wir einander in unserem gemeinsamen Suchen, und wir beide waren erfüllt von dem Geist, von dem wir uns geführt fühlten. Wir sprachen über die Versammlungen, über Jesu Führung in unserem Leben und über unsere Begeisterung für ein Leben, das allein Jesus gehören sollte. Ein paar Wochen später sagte Eberhard mir, dass er vom ersten Augenblick an gewußt hätte, dass wir zusammengehörten.

Als er mich beim Abschiednehmen am letzten Abend fragte, ob ich nicht auch empfände, dass Gott uns zusammengeführt habe, antwortete ich mit einem „Ja!“, und fühlte mich von jetzt ab an ihn gebunden. Die offizielle Verlobung fand am Karfreitag, den 29. März, statt, als Eberhard meine Eltern besuchte und um mich warb. Zunächst waren sie ablehnend, erlaubten uns dann aber, allein zusammen zu sprechen. Wir

sprachen zusammen und beteten, lasen den 34. Psalm und legten unser Leben in die Hände Gottes. Bei dieser Aussprache haben wir uns dann verlobt. Meine Eltern willigten ein, unter der Bedingung, dass Eberhards Eltern auch zustimmen würden.

Von Anfang an war unsere Brautzeit mit Freude und Begeisterung erfüllt. Wir wollten unser Leben Christus geben, wollten Verlorene, Benachteiligte und Sünder retten. Dafür suchten wir Hilfe und Stärkung in den Weggenossen der neu gesammelten und noch zu sammelnden Gruppen. Wir lasen viel zusammen in der Apostelgeschichte, in den Paulus-, Johannes- oder Petrusbriefen. Auch die Offenbarung des Johannes versuchten wir zu lesen, von der wir aber sehr wenig verstanden.

Eberhard, der gerade ein Semester in Breslau studierte, konnte nur zu Besuchen nach Halle kommen. Ich ging nicht wieder nach Salzwedel zurück, nicht nur, weil ich recht überanstrengt war, sondern auch, um mehr und mehr an der Bewegung teilzunehmen, die damals durch Halle ging.

Eberhard und ich wollten zusammen tiefer in das frühe Christentum eindringen. Sehr beschäftigte uns damals das Einswerden mit Christus und die innere Beziehung zu denen, die dasselbe Ziel vor sich sahen. Wir suchten zu verstehen, wie die Urchristen wirklich gelebt hatten und was sie geglaubt hatten. Dadurch wurde die soziale Frage und auch die Kirchenfrage immer mehr akut für uns. Es kam uns besonders stark zum Bewußtsein, wie sehr das Leben, das wir kannten, in Klassen und Kasten eingeteilt war. So viele Menschen – auch

wir – waren vor anderen bevorzugt, nicht nur durch Güter dieser Welt, sondern auch durch geistige Güter, und hatten fast nichts gemein mit anderen, die weniger glücklich waren.

Wir versuchten nun, uns über solche Fragen Klarheit zu verschaffen. Es war ein besonderes Geschenk unserer Brautzeit, dass wir uns so eins wußten in diesem Suchen. Die neun Bände unserer Brautbriefe, die wir einander in dieser Zeit schrieben (und die ich heute noch habe), berichten viel von all dem Erkennen, Kämpfen und Erleiden.

Der Leiden waren viele, denn besonders unsere beiderseitigen Eltern konnten unsere revolutionäre Haltung überhaupt nicht verstehen, besonders was die Fragen der sozialen Gerechtigkeit sowie die Fragen der Taufe und der verfaßten Kirchen anging. In der Tauffrage, zum Beispiel, wurde es uns klar, dass die verfaßte Kirche auf einem ganz falschen Fundament stand, da sie Kinder allein auf Grund ihrer Geburt in die christliche Taufe aufnahm. Wir fühlten, dass nur der die Taufe empfangen konnte, der diesen Schritt freiwillig und auf der Grundlage des persönlichen Glaubens tat. Nun entstand ein bitterer Kampf in unseren Familien. Sie versuchten mit allen Mitteln, uns an diesem Glaubensschritt der Taufe zu hindern. Hinzu kam die Furcht meiner Eltern, dass meine Geschwister, die teilweise schon sehr stark in der Bewegung lebten, von mir beeinflusst und „angesteckt“ würden.

Die Sache kam dann zu einem Höhepunkt, als Eberhard die Teilnahme am ersten theologischen Examen versagt wurde, da er nicht in den Kirchendienst eintreten wollte. Nun gerieten besonders auch meine Eltern völlig aus der

Fassung. „Man bindet doch kein Mädchen an sich, wenn man nicht versucht, eine gesunde wirtschaftliche Basis für eine zu gründende Familie zu finden!“ In den Augen meiner Eltern war Eberhards Haltung ganz und gar unverantwortlich.

So versuchte denn Eberhard so bald wie möglich, an Stelle des theologischen Examens sein Doktorexamen der Philosophie in Erlangen zu machen. Er bestand es ein Jahr später, Ende November 1909. Obwohl er in dieser Zeit auch Vorträge gehalten und als Seelsorger für Studenten gewirkt hatte, bestand er mit der höchsten Auszeichnung „Summa cum laude“. Dies bedeutete keinesfalls eine „gesicherte“ finanzielle Basis für unsere Zukunft, aber wir erinnerten meinen Vater an sein Versprechen, dass nach dem Examen unserer Eheschließung nichts mehr im Wege stehen sollte. Trotz anfänglichen Widerstrebens händigte er uns noch am selbstn Morgen meine nötigen Papiere aus. So konnten wir zum Standesamt gehen, um unsere Eheschließung dort anzumelden. Alle für eine Hochzeit notwendigen Formalitäten nahmen drei Wochen in Anspruch. Wir wählten den erstmöglichen Termin, den 20. Dezember. Endlich sollte diese lange Zeit der Spannung und Ungewißheit zu Ende sein!

Seit unserer Verlobung im Frühjahr 1907 hatte ich nie längere Zeit am gleichen Platz gelebt. Abgesehen von dem Konflikt mit meinen Eltern, hatten verschiedene Umstände es mir unmöglich gemacht, zu Hause zu bleiben, und ich hatte in verschiedenen Städten Deutschlands bei Freunden oder Familien gewohnt, deren Kinder ich pflegte. Freunde

gaben mir den Scherznamen „der fliegende Holländer“, nach meinem Mädchennamen „von Hollander“.

Nun kam schließlich alles zum guten Ende, und die Hochzeit fand in meinem Elternhause nach „unserer“ Art statt. Eberhards Eltern und die meisten seiner Geschwister nahmen an dieser Feier teil. Wie die meisten Verwandten, hatten auch sie zuerst Einwände gemacht und uns geraten, zu warten bis wir eine gesunde wirtschaftliche Basis hätten. Wir aber wollten unseren gemeinsamen Bund ganz auf den Glauben stellen.

02. Zeit der Suche

In den ersten Monaten unserer jungen Ehe hielt Eberhard viele Versammlungen, oft auch gemeinsam mit Ludwig von Gerdtehl. Damals hielt von Gerdtehl seine Vorträge im größten Saal in Leipzig, wo wir unseren ersten Wohnsitz hatten. Er wohnte im Frühjahr 1910 etwa sechs Wochen bei uns. Das war nicht ganz leicht, da er ein Anhänger von Naturkost war und auch sonst einen ziemlich außergewöhnlichen Lebensstil pflegte.

Eberhard reiste viel in jener Zeit, hielt öffentliche Vorträge in Halle, Magdeburg, Dessau, Erfurt, Berlin und anderen Städten. Diese Arbeit wurde von den damals bewegten Gruppen unterstützt und finanziert. Die Vorträge, die er im Wintergarten in Halle und im Clubhaus von Neumarkt hielt, waren besonders eindringlich und hatten weitreichende Konsequenzen. In Halle hatte er nahezu tausend Zuhörer. Seine Themen waren unter anderem: „Jesus im Gegensatz zur Kirche“, „Not und Knechtung der Massen“, „Jesus, wie er wirklich war“, „Nachfolge Christi“ und „Die Zukunft Gottes“.

So oft wie möglich begleitete ich meinen Mann auf diesen Reisen, und wir erlebten viele Stunden zusammen, wo wir den Geist Gottes und die Bewegung stark unter uns spürten. Alte und junge Menschen brachen unter der Last ihrer Schuld und ihrer verkehrten Vergangenheit zusammen und suchten ein neues Leben. Wir erlebten bei solchen Vorträgen auch mancherlei Kampf. Da stand zum Beispiel ein Professor auf

und forderte die Versammlung auf, unter Protest den Saal zu verlassen, weil Eberhard die bestehende Kirche angegriffen und gesagt habe, dass sie auf falschem Fundament ruhe.

Oft hatten wir fast den ganzen Tag lang Sprechstunden in unserem Haus, wobei ich oft auch bei Frauen und Mädchen mithelfen mußte. Schon damals ging es häufig um die Frage: wie können wir einen völlig neuen Lebensweg finden? In besonders schwierigen Situationen boten wir unsere Hilfe an, indem wir zum Beispiel Menschen in unser Haus aufnahmen.

1912 erlebten wir eine besonders tragische Geschichte: Nach einem Vortrag Eberhards wurde uns von einer unbekannten Frau ein Brief ausgehändigt. Er enthielt die Bitte, dass Eberhard sie noch am selben Abend besuchen möchte. Die Frau schrieb: „Wenn ich nicht heute abend in Ihrem Vortrag gewesen wäre, so wären wir alle – mein Mann und unsere vier Kinder – morgen früh nicht mehr am Leben. Dies ist unsere letzte Hoffnung“. Eberhard eilte sofort zu der angegebenen Adresse und fand die Schreiberin. Sie war eine Schneiderin, die einen Jurastudenten geheiratet hatte; sie hatten vier Kinder. Der Mann war aber durchaus nicht in der Lage, die Familie zu ernähren. So reiste die Frau als Schneiderin von Stadt zu Stadt, gab Schneiderkurse und versuchte dadurch, die Familie über Wasser zu halten. Aber jetzt fanden sie keinen Sinn mehr in diesem Leben und beschlossen, sich und ihre Kinder am nächsten Tage zu erschießen.

Wir nahmen zwei der Kinder bei uns auf, aber das konnte die Katastrophe nicht verhindern. Einige Monate

später wurden in einer anderen Stadt unsere schlimmsten Befürchtungen Wirklichkeit: Wir erhielten eine Postkarte, auf der uns mitgeteilt wurde, dass der Mann und die zwei Kinder, die wir nicht aufgenommen hatten, tot aufgefunden worden waren und dass die Frau angeschossen mit einer kritischen Kopfwunde im Krankenhaus liege. Als wir diese Nachricht bekamen, nahm Eberhard den nächsten Zug. Er eilte erst zum Tatort und von dort zu der Frau ins Krankenhaus. Es war eine schreckliche Situation. Eberhard wurde sowohl von der Polizei wie vom Gericht verhört. Man wollte natürlich herausfinden, wer die Tat verübt hatte; die Frau lebte ja noch. Dies Ereignis erschütterte uns aufs Tiefste. Es wurde uns klar, wie wenig Hilfe wir anderen in verzweifelten Situationen leisten konnten.

Eine große Freude war es für uns, dass Gott uns Kinder schenkte. Emy-Margret wurde am 10. März 1911 geboren und Eberhard Heinrich (wir nannten ihn „Hardy“) am 18. August 1912. Das war uns eine besondere Bestätigung unserer Eheschließung, und wir betrachteten jedes Kind als ein besonderes Geschenk.

Wir lebten jetzt in der Stadt Halle. Da wurde Eberhard im Frühjahr 1913 nach Vorträgen über die Nachfolge Christi von einer ernsten Kehlkopf- und Lungentuberkulose befallen, die unsere ganzen bisherigen Pläne umwarf. Eberhards Arzt empfahl Bergluft, und wir fanden bald in einem kleinen Almhäuschen in den Südtiroler Alpen eine geeignete Zuflucht. Dort wurde unser zweiter Sohn Johann Heinrich zur Weihnachtszeit, am 23. Dezember 1913, geboren.

Es war ein Glaubenswagnis, mit der ganzen Familie in die Berge zu ziehen. Wir hatten ja keinerlei feste Einnahmen oder Aussicht auf finanzielle Zuwendungen. Unsere Eltern rieten uns, Eberhard in ein Sanatorium gehen zu lassen, wozu sie helfen wollten. Die Familie sollte aufgeteilt werden, auch schon wegen der Ansteckungsgefahr, besonders für die kleinen Kinder. Wir aber empfanden sehr stark, dass wir uns in solcher Zeit nicht trennen sollten, besonders da die Ärzte uns in Anbetracht des Ernstes von Eberhards Krankheit nur wenig Hoffnung auf eine Genesung gaben. (Er hatte sieben Herde in der Lunge und war schon zweimal am Kehlkopf operiert worden).

Da ich einen kranken Mann und außerdem zwei, dann drei kleine Kinder zu versorgen hatte, baten wir meine Schwester Else, uns zu helfen. Von nun an bis zu ihrem Tod im Jahre 1932 war sie Eberhards Sekretärin und diente ihm und uns allen in selbstloser Weise.

Diese stille Zeit der Besinnung und des Einatmens, das Lesen von Büchern und Schriften war für uns ein Geschenk, unvergeßlich und bestimmend für unser weiteres Leben. Wie schon früher in unserem Leben war uns gerade das gemeinsame Lesen und Forschen nach mehr Klarheit und Licht eine besondere Kraftquelle. Während dieser Zeit entstanden die ersten Kapitel des Buches „Der Krieg, ein Aufruf zur Innerlichkeit“; auch andere Artikel kamen als „Gruß von den Bergen“ in verschiedenen Zeitschriften heraus. Auch lasen wir viel in den alten Täuferchriften von Hans Denck, Balthasar Hubmaier und anderen. Diese Bewegung – der radikalste

Ausdruck des Geistes der Reformation – hatte einst in der Schweiz und besonders in Tirol ihr Hauptzentrum. Auch Jakob Hutter, von dem die hutterische Gemeinschaft ihren Namen hatte, war in Tirol geboren.

Der Rückzug in die Berge wirkte Wunder, und langsam genas Eberhard von seiner schweren Krankheit. Wie stark erlebten wir damals diese wunderbare Natur, die Dolomiten in ihrer Wucht, den Frühling, den Sommer und den Winter, die herrliche Alpenflora, den Sonnenaufgang hinter den Bergen, ebenso den Untergang mit seinem Alpenglühen! Noch lange, nachdem wir wieder in unsere Heimat zurückgekehrt waren, fühlten wir ein starkes Sehnen nach diesem Naturerlebnis, in dem wir eineinhalb Jahre verbringen durften.

Sehr schnell und plötzlich wurde diese Zeit in den Bergen abgebrochen. In der Nacht vor dem 2. August 1914, dem ersten Tag der deutschen Mobilmachung, erhielten wir ein Telegramm, dass Eberhard sich sofort als Ersatzreservist in Halle zu stellen habe. Das war ein großer Schrecken. Noch am selben Tage fuhr Eberhard in einem überfüllten Militärzug von Bozen nach Halle. Von dort wurde er sofort an die Front geschickt.

Mit dem Kriegsausbruch kam jeder Verkehr, Post und so weiter zum Stillstand, so dass wir keinerlei Nachrichten mehr von Eberhard bekamen. Wir hatten ja unseren Aufenthalt in den Bergen nur um Eberhards Gesundheit willen gewählt. Daher überlegten Else und ich und ein deutsches junges Mädchen, Luise, das mit uns gekommen war, ob wir nicht die erste Gelegenheit benutzen sollten, zurück in die

Heimat zu fahren. Als dann plötzlich die Nachricht kam, dass Italien sein Bündnis mit Deutschland gebrochen habe, reisten wir noch am selben Tage, dem 18. August, (Hardys zweitem Geburtstag) ab. Alles wurde zurückgelassen, nur das Allernötigste mitgenommen. Wir konnten dann am nächsten Tag in einem überfüllten Zug bis nach Innsbruck gelangen. Niemand konnte uns sagen, wie wir von da weiterkommen würden. So dauerte diese Reise, die gewöhnlich mit dem Schnellzug eine Nacht in Anspruch nahm, sechs volle Tage. Die Mitreisenden waren aber alle freundlich und hilfsbereit gegen uns, die wir mit drei kleinen Kindern reisten. Emi-Ma war drei Jahre alt, Hardy gerade zwei und Heini nur sieben Monate. Als wir dann endlich nach dieser langen Reise in Halle bei meinen Eltern eintrafen, erhielten wir noch am selben Abend die Nachricht, dass Eberhard als untauglich zum Militärdienst entlassen worden sei und noch am selben Tage eintreffen werde. Was für ein Wiederkommen in die Heimat war das, und was für ein Wiedersehen! Schon auf der ganzen Reise stand natürlich alles unter dem Zeichen des Krieges. Verwundeten- und Viehtransporte eilten von und nach der Front. Zu Hause, auf den Bahnhöfen und in den Straßen, sprach man von nichts anderem als vom Krieg, und überall war Kriegsbegeisterung. „Deutschland ist von allen Seiten von Feinden umgeben! Wir wollen und müssen um die gerechte Sache kämpfen, dafür sterben und siegen!“

Eberhard sah nicht alles in so rosigem Licht. Als wir in die uns nahestehenden christlichen Kreise blickten, hatten wir folgende Eindrücke: Die Männer, Brüder und Söhne waren

meistens im Felde. Was konnte man damals auch anderes tun als mitmachen und für ihren Sieg im Gebet eintreten? Der Hass gegen England wurde besonders geschürt, sogar unter denen, die Christus erlebt hatten. „Wir sind deutsche Christen, und Gott wird unserer Sache zum Sieg verhelfen! Gott strafe England!“ Das war die vorherrschende Haltung, und sie beeinflusste uns ebenfalls.

Zu jener Zeit lebten wir mit unseren drei Kindern in einem kleinen Häuschen in Dölau, nicht weit von Halle, in der Nähe eines Fichtenwaldes, besonders wegen Eberhards Gesundheit. Natürlich war es auch ein wunderschöner Platz für die Kinder. Eberhard schrieb weiter an seinem Buch „Der Krieg, ein Aufruf zur Innerlichkeit“ (aus dem später das Buch „Innenland“ entstand).

Unsere Freunde in Halle, die durch Eberhards Zeugnis zum Glauben gekommen waren, freuten sich, uns zurückzuhaben, besonders da so viele Männer an der Front waren. Schon damals beschlichen uns Zweifel, wenn wir über den Krieg nachdachten. Wir begannen uns zu fragen, „Wie paßt das alles zusammen mit der Liebe zu Jesus Christus? Wo ist der Glaube, der einmal so stark war unter unseren Freunden – der Glaube, dass die Gemeinschaft der Gläubigen, die Allianz aller Christen, weit über allen Nationalismus und der patriotischen Liebe zum Vaterland stehen müsse? Wie kann ein Christ seine Brüder töten?“

Als im Jahre 1915 die Schlacht an der Marne verloren wurde, begann die Strömung sich gegen Deutschland zu wenden. Die

Frage, was jetzt unsere Pflicht sei, beschäftigte uns sehr. Sollte Eberhard sich freiwillig melden, oder sollte er verweigern? So viele Männer waren an der Front, und die Gemeinden in Halle waren sehr zusammengeschrumpft. In den einzelnen Kreisen der Erweckungsbewegung sagte man, dass „wir alle eins sind in Christus“, und dass auch in der gegenwärtigen Zeit Jesus sein Volk sammelt aus allen Nationen und Rassen. Wir kämpften mit der Frage, wie dies zusammenpaßte mit der Haltung der meisten Christen, die für den Krieg waren. Alle nannten sich „Christen“, und doch kämpften die Deutschen gegen die Engländer, die Franzosen und die Italiener, und umgekehrt.

Ganz allmählich kamen wir zu der Erkenntnis, dass Krieg nicht der Wille Gottes sein konnte und dass das Selbstverständnis der Kirchen als dem geheimnisvollen Leib Christi (worüber wir in diesen Jahren so viel gehört hatten) ins Schwanken geraten war.

Im Herbst 1915 zogen wir mit unseren drei Kindern nach Wilmersdorf, einem Vorort Berlins. Dort wurden uns zwei weitere Kinder geschenkt: Hans-Hermann im Dezember 1915 und Monika im Februar 1918. Wie so viele während des Krieges geborene Kinder waren beide sehr schwächlich.

In Berlin kamen wir in eine ganz neue Periode unseres Lebens hinein. Eberhard arbeitete beim Hilfswerk für Kriegsgefangene in der Literaturabteilung des neu gegründeten Furche-Verlags. Das ganze Werk stand damals unter dem Vorsitz des Unterstaatssekretärs Georg Michaelis, der auch Vorsitzender der DCSV (Deutsche Christliche Studenten-

Vereinigung) war. Somit konnte Eberhard – als Mitglied und früherer Leiter dieser Vereinigung in Halle – hier auch die Schriftleitung und Herausgabe der neuen Monatszeitschrift der Studentenvereinigung „Die Furche“ übernehmen. Der Furche-Verlag gab Bücher, Schriften und Kunstmappen für Gefangene und Verwundete in den Lazaretten heraus. Diese Veröffentlichungen waren sehr oft deutschnational gefärbt, wie zum Beispiel Der Heliand – „der deutsche Heiland“. Der Sinn war natürlich, die Moral der kämpfenden Truppe zu festigen, um durchzuhalten für den „gerechten Sieg der deutschen Sache“. Jedermann sollte sich bis zum vollen Sieg einsetzen; das wurde einfach als selbstverständlich angesehen.

Doch als die Zeit voranschritt, konnten wir mit den Schriften, die der Furche-Verlag herausgab, immer weniger übereinstimmen. Wir hatten das Gefühl, dass sie eine Verzerrung des wahren christlichen Glaubens bedeuteten. Ein ständiger Druck lastete auf der Verlagsarbeit, und in der Kriegsarbeit der Studenten-Vereinigung gab es viele Spannungen. Eberhard rief dazu auf, sich in so ernsten Zeiten dem Glauben zuzuwenden und dass man sich auf die inneren Kräfte konzentrieren müsse. Ich erinnere mich noch, wie Dr. Niedermeyer zu Eberhard sagte: „Herr Doktor, wir haben jetzt Krieg! Wir haben keine Zeit zur Innerlichkeit!“

Dass nun Deutschland auf allen Seiten von Feinden umgeben war und nach allen Seiten kämpfen mußte, empfand man natürlich als besonders schwer, und ein jeder Deutsche sollte oder wollte seinen geringen Beitrag zu diesem

Krieg geben und sich mit Blut und Leben einsetzen. Wenn man durch die Straßen ging, sah man von allen öffentlichen Gebäuden deutsche Flaggen hängen; aber auch die meisten Privatpersonen flaggten jedesmal, wenn wieder einmal ein Sieg gegen Rußland, England, Frankreich oder Italien errungen worden war. Andererseits verursachten die Anzeigen über den „Heldentod“ wie auch die Liste der Verwundeten, die öffentlich bekanntgegeben wurden, Schrecken und große Trauer bei vielen.

Die Ernährung der Bevölkerung wurde von Monat zu Monat schlechter, ja mit der Zeit völlig ungenügend. Brot, Zucker, Fett, Fleisch und andere Lebensmittel konnte man nur noch auf Lebensmittelkarten kaufen. Die Rationen wurden immer geringer. Schließlich gab es wöchentlich nur noch vier Pfund Brot, 125 g Zucker, 10 g Butter und etwas mehr Margarine. Frei konnte man eigentlich nur noch Kohlrüben kaufen, woraus auch Kaffee-Ersatz und vieles andere gemacht wurde.

Durch all dies – man kann wohl gegen Ende des Krieges von Hungersnot sprechen – wurde die Stimmung der Bevölkerung nicht gerade besser; besonders, wenn man erlebte, wie ungleich die Verhältnisse waren, wie einige sich alles durch Geld und Beziehungen verschaffen konnten, während andere darben mußten. Oft lebten im gleichen Haus Leute, die alles hatten, und andere, wie zum Beispiel die Hausmeistersfamilie, die nichts hatten und deren Kinder hungrig zur Schule gehen mußten. Doch alle sollten für dasselbe Ziel kämpfen und ihr Leben einsetzen.

Von der Front und von der Etappe, wo die Väter und Brüder zu kämpfen hatten, hörte man dasselbe oder Schlimmeres. Die Offiziere schwelgten, während die Soldaten mit dem Wenigsten auskommen mußten. Auch zwischen den Lazaretten für Offiziere und denen für die Mannschaften gab es enorme Unterschiede. Am Ende des Krieges konnte man Worte hören wie: „Gleiche Löhnung, gleiches Essen, wär' der Krieg schon längst vergessen!“ Und „Warte nur, wenn sie nach Hause kommen! Draußen haben sie schießen und stehlen gelernt!“ Das trug natürlich nicht dazu bei, den vaterländischen Geist zu erhöhen!

Eberhard besuchte in jener Zeit oft Lazarette, wo er durch seinen Dienst in der DCSV als Seelsorger Zutritt hatte. Wenn er von solchen Besuchen heimkehrte, erzählte er uns von den Nöten und Gewissenqualen vieler Soldaten, von dem ganzen Kriegsgeist und seinen Gräueltaten.

In den letzten Kriegsjahren wurden immer mehr Gewissensstimmen laut. „Kann man sich überhaupt als Christ, aber auch nur als Mensch, an solchem Massenmorden beteiligen? Wie ist es mit der Gerechtigkeit, der sozialen Ordnung auf dieser Erde? Wie ist es möglich, dass alle für dasselbe Ziel, den Sieg Deutschlands, kämpfen und ihr Leben drangeben, und doch noch so große Unterschiede bestehen?“

Als nun die Hoffnung auf ein siegreiches Ende des Krieges endgültig zerschlagen war, kam eine große Trauer, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung über die Massen. Ich sehe noch die Leute an den Plakatsäulen stehen, wie sie die

Bedingungen des Waffenstillstandes lasen und in Verzweiflung ausriefen: „Wir sind kaputt!“

Ja, die meisten hatten bis zuletzt gehofft, dass der Krieg zugunsten Deutschlands ausgehen würde. Die Siegesfahnen, die bis zuletzt aus den Fenstern hingen, hatten das Volk in dieser Täuschung bestärkt. Nun kamen erst die wahren Nachrichten. Der Kaiser hatte abgedankt und war nach Holland geflohen. Warum stand er nicht mit den anderen, die sich durch Fahneneid „Für Gott, König und Vaterland“ bis zum Tode verpflichtet hatten?

Ich werde nie die endlosen Reihen grauer, bärtiger, tieftrauriger Soldaten vergessen, die in jenen Tagen mit ihren Kanonen und ihrem Feldgeschirr an unserem Haus vorbeizogen. Sie kehrten heim, geschlagen, nach vier Jahren an der Front, und niemand hatte ein Wort für sie. Große Trauer und Enttäuschung und die Furcht vor der Zukunft lag auf allen Gesichtern.

03. Der Wind weht

Schon nach wenigen Tagen hatte das Straßenbild ein ganz anderes Gesicht. Es war der 9. November 1918. Durch die Straßen Berlins rasten große Lastautos mit roten Fahnen, den Zeichen der Revolution. Statt der schwarz-weiß-roten Fahnen, den Flaggen des alten Kaiserreichs, hingen die roten Fahnen von allen öffentlichen Gebäuden; auch vom kaiserlichen Schloß und von vielen Privathäusern.

Viele noch in Soldatenuniform gekleidete Männer marschierten kühn und entschlossen durch die Straßen. Nun kam die ganze Not, ja der Haß der unterdrückten Bevölkerung zum Vorschein. Was hatten sie nicht alles gesehen und gehört! Es wurde scharf mit Maschinengewehren geschossen, Bruder gegen Bruder! Man konnte das Tick-tick-tick und Gerassel der Maschinengewehre sehr oft, ja täglich im Zentrum Berlins, aber auch im Osten und Norden der Stadt hören. Glücklicherweise gab es zweimal täglich eine Feuerpause, so dass die Kinder auf Brettern, die über die Schützengräben gelegt waren, in die Schulen und wieder nachhause gehen konnten..

Es ist schwierig, die Revolution 1918–1919 zu beschreiben. Viele Anzeichen hatte es schon vorher dafür gegeben, dass Unwille unter der Bevölkerung gährte. Die Leute waren sich sicher gewesen, dass der Krieg nicht lange dauern und dass Deutschland den Krieg gewinnen würde. Nun zeigte es sich, dass beide Hoffnungen vollkommen falsch gewesen waren.

Dann hatten die Menschen naiverweise ihre Hoffnungen auf Wilsons vierzehn Punkte gesetzt. Aber auch diese wurden zunichte, als die Waffenstillstandsbedingungen bekanntgegeben wurden, denen die deutsche Führung zugestimmt hatte.

Zuweilen hatte man den Eindruck, ganz Berlin sei toll geworden. Im Zentrum der Stadt konnte man Männer mit abgeschossenen Beinen und nur einem Arm sehen, die den Leierkasten drehten. Und alles Volk, das vorbeikam, wurde hineingezogen, um mitzutanzten. Es war einfach verrückt.

Nach einigen Tagen versammelten sich Tausende zur Wahl einer neuen Regierung im größten Saal von Berlin, im Zirkus Busch. Eberhard und ich gingen natürlich auch hin. Am erschütterndsten war es dann, als jemand ausrief: „Wo war der liebe Gott im Jahre 1914? Hat es überhaupt noch Christen gegeben? Die Pfarrer aller Kirchen haben ja mitgemacht und haben die Waffen gesegnet!“ Ein chinesischer Immigrant rief aus: „Wir waren Christen geworden in unserer Heimat. Aber was wir hier gesehen und gelernt haben, wie ein christliches Volk gegen das andere zum Kampf aufruft und wie Menschen einander töten, das hat uns den Glauben genommen, den eure Missionare uns gebracht haben. Das Christentum ist ein Spott der Hindus und Chinesen geworden!“ So ungefähr sprach man in diesen und anderen Versammlungen.

Als es dann zur Wahl kam, wurden von allen Seiten Namen aufgerufen, von den Demokraten bis zur äußersten Linken, die durch Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg vertreten wurde. (Beide wurden später auf brutale Weise ermordet). Schließlich

einigte man sich auf den Sozialdemokraten Friedrich Ebert, der die Führung Deutschlands in die Hand nehmen sollte. Aber es gab noch keine politische Stabilität. Noch länger als ein Jahr litt das Land unter Wellen von Aufruhr und Gewalt.

Nun ereignete sich aber etwas ganz anderes, was sich vielleicht schon gegen Ende des Krieges bemerkbar gemacht hatte. Ein großes Fragen begann, meist in Jugendkreisen aller Art, unter Proletariern wie unter Künstlern, in atheistischen wie in christlichen Kreisen. Alle sagten: „So kann es nicht weitergehen! Worin besteht überhaupt der Sinn des Lebens?“ Zu uns kamen diese Fragen besonders durch den Furche-Verlag und die Jugendkreise, die mit ihm verbunden waren. Die ganze Lage und das Fragen und Suchen brachte uns mit vielen anderen in Kontakt und so ergab es sich, dass wir anfangen, jede Woche zu einem offenen Abend einzuladen. Die Zahl der Besucher dieser Abende steigerte sich bis 80 oder 100 Menschen, so dass wir schließlich versuchen mußten, zwei Abende für solche Treffen freizumachen. Da kamen Jugendbewegte aller Art, Proletarier, für den Klassenkampf kämpfende Jugend, christliche Jugend, Anarchisten, Atheisten, Quäker, Baptisten, Künstler und auch Vertreter aus den vormaligen Erweckungskreisen.

Was hatten eigentlich diese vielen Menschen miteinander zu tun? Waren sie nicht ein großes Sammelsurium, ein großes Chaos? Nein, was alle diese Menschen zusammenkommen ließ, war die eine einzige Frage: Was sollen wir tun? So kann es nicht weitergehen! Eigentlich wußte niemand eine Antwort zu geben. So kam es, dass wir alle als Suchende und

Fragende zusammensaßen. Wir saßen oft bis nach Mitternacht zusammen, bis wir nach manchmal langem Ringen ein helfendes Wort bekamen. Leute wie Tolstoi, Dostojewsky und Gustav Landauer sprachen durch ihre Schriften zu uns.

Im Furche-Verlag war damals ein Buch herausgekommen mit dem Titel „Die arme Schwester der Kaiserin“. Daraus las Eberhard einmal eine Erzählung vor – „Der Fall Rachoff“. Es handelt sich da um einen jungen Mann aus reichem Hause, der von Christus gerufen, sich dem Dienst an armen Menschen widmen will, sein Vaterhaus verläßt und nun auf seinem Weg viel Not sieht. Liebe zu den Menschen treibt ihn einzugreifen, bis er selbst vom Staat als gefährlich angesehen und ins Gefängnis geworfen wird, wo er selbst viel zu leiden hat und ein trauriges Ende erlebt. War es nicht Christus ebenso ergangen?

Wir luden nun den Autor dieses Buches, Karl Joseph Friedrich, zu einem unserer offenen Abende ein, voller Erwartung, dass er uns neue Wege öffnen und zeigen würde. Aber wie enttäuschend war es für uns, als er uns sagte: „Ja, geschrieben habe ich das Buch, und es hat mich diese Erzählung, die auf Tatsachen beruht, auch sehr bewegt; doch habe ich nie gesagt, dass ich dasselbe tun würde!“ Das war eine sehr große Enttäuschung für alle Anwesenden, die wir ja gerade danach ausschauten, neue Wege der Tat zu finden. Worte waren genug gesprochen, Predigten waren übergenug gehalten worden. Nun galt es Taten zu tun!

In dem Jahr nach Kriegsende fanden sich besonders Jugendliche zusammen, um in Konferenzen alle ihre Fragen für

die Zukunft richtunggebend zu besprechen. Da fand zunächst Pfingsten 1919 eine DCSV-Konferenz auf dem Frauenberg bei Marburg statt. Eberhard sprach zu den Versammelten über die Bergpredigt. Mehrere Zeitschriften brachten Besprechungen über Eberhards Vortrag und dessen Wirkung auf die Zuhörer. Zum Beispiel schrieb Erwin Wißmann in dem Magazin Erfurter Führerblätter:

Im Blickpunkt allen Redens und aller Gedanken stand die Bergrede Jesu, die uns in ihrer ganzen Wucht, ihrer uneingeschränkten, ungeschmälernten Tragweite, ihrer Unbedingtheit und Absolutheit von unserem Eberhard Arnold mit tiefster Innerlichkeit und Inbrunst in die Herzen gebrannt und mit prophetischer Kraft und dem ungeheuren Schwung seiner ganzen Persönlichkeit in den Willen gehämmert wurde. Hier gab es keinen Kompromiss! Wer Reichsgenosse sein will, muß aufs Ganze gehen und hindurch bis zum Letzten. Christsein heißt ein Christusleben führen. Die Forderung ist unauflöslich, flammend und verpflichtend, der Weckruf zur Liebe wie der Drohruf: „Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen“.

Die Aussprachen, die nun folgten, waren überaus lebendig, und von dieser Konferenz strömte es wie eine Vision der Zukunft in unser Haus und in unsere „offenen Abende“.

Im August 1919 fand eine weitere Tagung der christlichen Studentenbewegung statt, mit dem Hauptthema „Wie verhält sich ein Christ zu Krieg und Revolution? Kann ein Christ Soldat sein?“ Eberhards Antwort war ein klares „Nein“! In einem Bericht über diese Konferenz heißt es:

Eberhard Arnold erkannte die Notwendigkeit der Wiedergeburt an, und er sagte, dass diese zur Verkündigung dazugehöre. Jesus hat die Macht des Staates anerkannt, aber er sprach vom Reich Gottes als von etwas ganz anderem. Der Christ soll ein immerwährendes Korrektiv für den Staat sein, ein Gewissen für den Staat und dessen Gesetzgebung, ein Sauerteig, ein fremder Körper im Sinn eines höheren Wertes. Aber er kann nicht Soldat, Scharfrichter oder Polizeipräsident sein. Es ist unsere Aufgabe, in Wort und Tat zu bezeugen, dass nichts in Jesu Worten verwirrt werde. Wir müssen Gott mehr gehorchen als den Menschen! Wir müssen ein Korrektiv in dieser Welt sein.

Diese Worte Eberhards schlugen wie ein Blitz ein, und es ergab sich eine lebhafte Diskussion. Aber es war mehr als diskutieren, es schien, als wenn den Menschen der Boden unter den Füßen wankte. Besonders kräftig widersprach Hermann Schafft. Er und andere vertraten, dass der Staat nach den Worten des Paulus eine „Dienerin Gottes sei, um das Böse zu strafen und das Gute zu fördern“. Das wollte Eberhard in einem relativen Sinn auch nicht angreifen. Doch jetzt war die Stunde, den Willen Jesu, die Gewaltlosigkeit eines Nachfolgers Christi zu bezeugen.

Dieser Studentenkonferenz folgte eine weitere in Saarow in der Mark Brandenburg, wo es wieder um dasselbe Thema ging. Dann fand vom 22. bis 25. September 1919 noch eine andere Konferenz in Tambach in Thüringen statt, wo wir zum ersten Mal den Schweizer Religiösen Sozialisten begegneten. Einer der Hauptsprecher war Karl Barth, der damals seine Vorträge „Der Christ in der Gesellschaft“ hielt. Das Zeugnis vom „anderen Gott“, das die Schweizer, besonders Karl Barth vertraten, beeindruckte die Hörer stark.

Ich erinnere mich noch einer kleinen Begebenheit am Schluß der Tagung. Otto Herpel, der Leiter der Tagung und ein Mitglied unserer Bewegung, sprach zuletzt etwa folgende

Worte: „Nun wollen wir nach Hause fahren und alles bedenken, was uns gesagt wurde. Im nächsten Jahr wollen wir uns dann wiedertreffen und sehen, ob der lebendige Gott noch lebt“. Schallendes Gelächter folgte, besonders unter den Schweizern. Wie kann ein kleiner Mensch sehen wollen, ob der lebendige Gott noch lebt? (Otto meinte tatsächlich, dass Gott noch leben würde). Otto fühlte sich beleidigt und ging hinaus. Als er wieder hereingerufen wurde, entschuldigten sich die Schweizer öffentlich wegen ihres Gelächters. Man kann aus dem allen ersehen, wie gespannt die Lage damals war.

Auch in Eberhards Aufgabenbereichen wuchsen die Spannungen. Er war damals literarischer Leiter des Furchen-Verlages, Sekretär der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung und Mitarbeiter am deutschen Studentendienst für Kriegsgefangene. Die Meinungen waren in zwei Lager geteilt. Alle sahen, dass die Not der Kriegsjahre und der Revolution viel Verwirrung über die jungen Menschen gebracht hatte. Die einen wollten sie in die alten gewohnten Geleise kirchlicher oder pietistischer Erweckungskreise zurückführen. Andere, unter ihnen auch Eberhard, glaubten, dass die junge Generation, die Krieg und Revolution erlebt hatten, die Geschehnisse mit völlig neuen Augen sahen. Sie hatten ihre Lektion gelernt, nämlich alles, was aus den Ungleichheiten, dem sich Drücken-Wollen vom Militärdienst und aus der Kriegspsychose entstanden war. Sie wollten ganz andere Wege beschreiten, Wege, von denen Jesus besonders in der Bergrede gesprochen hatte.

Diese Haltung kam nun auch in den Veröffentlichungen des Furche-Verlags und in den Manuskripten, die eingingen, zum Ausdruck. Es gab da manchen Kampf und manche Auseinandersetzung mit der alten Richtung. Zu dieser Zeit lernten wir die Leute vom „Christlichen Demokraten“ kennen, eine Zeitschrift, die später den Namen „Das neue Werk“ erhielt. Wir schlossen uns mehr und mehr mit diesen Freunden zusammen, die ebenfalls wie wir neue Wege finden und beschreiten wollten. Das Alte, das Morsche durfte nicht mehr hinein in das neue Leben!

Währenddessen ging auch in unseren „offenen Abenden“ der Kampf und das Suchen weiter. Ja, die Bergrede sollte uns Ziel und Richtung sein. Natürlich machten sich auch da andere Stimmen bemerkbar: „Es ist heute unmöglich, dem nachzuleben. Arme und Reiche wird es immer geben. Der Konkurrenzstreit kann nicht aufhören. Jeder Mensch muß selbst sehen, wie er durchkommt. Das Leben ist hart. Was soll werden, wenn man sich alles gefallen läßt?“ Dagegen standen die Worte: „Wer dir den Rock nehmen will, dem gib auch den Mantel. Wer dich auf die eine Backe schlägt, dem biete auch die andere dar. Lebt so, wie die Lilien auf dem Felde, wie der Vogel in der Luft. Habt keine Feinde! Liebet eure Feinde, tut ihnen Gutes!“ Ja, das hörten wir! Dann kamen natürlich auch Fragen: „Was würdet ihr tun, wenn euch heute euer großes Büfett herausgetragen würde? Was würdet ihr tun, wenn in eurer Gegenwart eure Frauen vergewaltigt oder ermordet würden? – Könntet ihr so jemand lieben?“

Unser Kreis wuchs weiter. Angeregt durch die Jugendtreffen, kamen Anhänger der Jugendbewegung sowie der proletarischen Bewegung zu uns. Das Wort, das schon im Jahre 1913, also vor dem Krieg, von der Freideutschen Jugend auf dem Hohen Meißner geprägt wurde, lebte ganz stark unter diesen jungen Menschen und drängte zur Tat. Sie wollten „aus eigener Bestimmung, aus eigener Verantwortung und mit innerer Wahrhaftigkeit“ ihr Leben aufbauen. Die proletarische Jugend vertrat besonders stark: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. „Wir kennen keine Unterschiede! Auch keine Feinde! Nur von den oberen Gesellschaftsschichten werden solche Unterschiede gemacht. Das Volk muß einfach folgen und mitmachen“.

Nun kamen wir zu der Frage: Wie wollen wir das neue Leben, das uns in der Bergrede aufging, gestalten? Vielerlei Vorschläge kamen aus dem Kreis. Es schien, als ob das alte bürgerliche Leben kaum noch zum Aushalten wäre. Viele Möglichkeiten wurden diskutiert, Einrichtungen von Volkshochschulen und Siedlungen aller Art. Eberhard und ich hatten damals den Gedanken, uns einen oder mehrere Zigeunerwagen zu kaufen und so mit unserer Familie und denen, die sich uns anschließen wollten, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt zu fahren. Wir wollten musizieren, wollten Freude und Hilfe bringen und unsere Kinder dabei unterrichten. Ohne bestimmtes Ziel wollten wir so lange an einem Ort bleiben, wie unsere Hilfe bei Witwen, Kindern und Kranken und zum Aufbau zerstörter Häuser nötig wäre und angenommen würde. Dieser Gedanke fand manchen Anklang.

Als wir etwas später in einem solchen offenen Abendkreis die Pfingstgeschichte, das Pfingstereignis, Apostelgeschichte 2–4 zusammen lasen, empfanden wir, dass dies die Antwort auf unser Fragen und Suchen war. Glaubens-Gemeinschaft, Liebes-Gemeinschaft, Güter-Gemeinschaft! „Sie hatten alle Dinge gemeinsam“. All dies geboren aus der Liebeskraft der ersten Christen! Vielleicht bedeutete das zunächst Wandergemeinschaft oder Zigeunerwagen? Oder sollten wir anfangen zu siedeln – wie viele in der damaligen Zeit? Welche Form wir auch wählen würden – wir wollten immer Ausgesandte sein einer in der ersten Liebe brennenden Gemeinde!

Wir sind wie Feuer, die lodernd brennen,
 Und brennen wir auch nur eine Nacht,
 So haben wir Gluten über Gluten
 Und Heiligkeit übers Land gebracht.

(Otto Salomon)

Nun ging es ans Suchen nach Möglichkeiten. Unsere Freunde aus der Arbeiterbewegung rieten uns sehr zu einer Landsiedlung, damit auch Arbeiter aus ihren Reihen uns besuchen könnten. Wir persönlich dachten auch sehr an eine Stadsiedlung im Zusammenhang mit der von uns um das Jahr 1907 mitgegründeten Gemeinschaft in Halle an der Saale. Diese Gruppe wollte uns eventuell ihr größtes Haus mit einem großen Saal im Armenviertel der Stadt zur Verfügung stellen. Doch würde es wegen des großen Wohnungsmangels in den Städten und überall viele Schwierigkeiten zu überwinden geben.

Eberhard reiste viel, um einen geeigneten Platz zu finden. Durch einen Brief von Georg Flemmig, einem Volksschullehrer in Schlüchtern, wurden wir auf die dortige Gegend verwiesen. Der Brief kam als ein Aufruf zu uns, wie die ersten Christen in der Urgemeinde zu leben. Flemming erzählte uns, dass nicht nur in unserm Kreis, sondern im ganzen Land, hier und dort, solche in Erwartung stehenden Gruppen zu finden wären.

Eberhard fuhr bald nach Schlüchtern, um den sich dort sammelnden Kreis kennenzulernen. Von dort schaute er sich nach Möglichkeiten für einen Anfang um. In der Nähe von Gelnhausen besuchte er die Ronneburg, eine alte, sehr zerfallene Burg, die ganz neu aufgebaut werden mußte. Ein guter Freund von uns, Friedrich Wilhelm Cordes aus Hamburg, der auch Geldmittel besaß, ernüchterte Eberhards Begeisterung beträchtlich durch diese Worte: „Wie willst du die Leute herbekommen, die solchen Platz aufbauen?“ Doch Eberhard war sehr stark beeindruckt von der geistigen Vergangenheit der alten Burg. Hier hatte im achtzehnten Jahrhundert zur Zeit Zinzendorfs eine Schar von Menschen in Glaubens- und Gütergemeinschaft zusammen gelebt. Zinzendorf selbst, der wegen Glaubensfragen aus seiner Heimat in Sachsen ausgewiesen worden war, nahm daran teil. Der Plan, die Ronneburg zu übernehmen, wurde bald fallen gelassen; doch besuchten wir später die Burg oft auf unseren Wanderungen.

Zwei Tagungen fielen noch in die Zeit vor unserem Anfang. Im März luden wir interessierte und bewegte Kreise zu einem

Treffen auf dem Inselsberg im Thüringer Wald ein. Bei den Menschen, die wir dort trafen, ging es ebenso wie bei uns um Gestaltung einer neuen Lebensform. Zusammen erstiegen wir den Berg mit unseren Rucksäcken, Klampfen und Geigen, mit Sang und Klang.

In dieser herrlichen Gegend, mitten im ersten Frühling, ließ es sich gut diskutieren. Dazwischen wurden viele Lieder gesungen, alte und auch neue deutsche Volkslieder, „Wie schön blüht uns der Maien“, „Der Winter ist vergangen“ und andere; auch das Lied von der blauen Blume, dem alten Symbol der Jugendbewegung für Schönheit, Wahrhaftigkeit, Reinheit und Sehnsucht:

Es blühet im Walde tief drinnen die blaue Blume fein;
Die Blume zu gewinnen, zieh'n wir in die Welt hinein.
Es rauschen die Bäume, es murmelt der Fluß,
Und wer die blaue Blume finden will, der muß
ein Wandervogel sein.

Ein jeder spürte, dass hinter der Natur und in der Natur ein Geheimnis stehe – Gott. Die meisten hatten Gott nicht erlebt oder ihn durch den Kriegerausch verloren. Wenn wir in der Natur zusammen waren, spürten wir bei dem, was wir sangen und erlebten, etwas von einem wahren Suchen nach dem unbekannten Gott und eine große Ehrfurcht vor ihm.

Ein leises Lied, ein stilles Lied,
Ein Lied so fein und lind,
Wie ein Wölkchen, das über die Bläue zieht,
Wie ein Wollgrasföckchen im Wind.

Hinter dem allen stand der Schöpfer-Gott, dessen Namen man nicht auszusprechen wagte, weil er so viel mißbraucht worden war.

Wir erlebten auf diesen Tagungen nicht nur die Natur und was dahinter steht, sondern es wurde auch hart gearbeitet und nach Möglichkeit und Ziel gesucht. So wurden Gruppen gebildet, die sich mit verschiedenen Aufgaben näher befaßten, zum Beispiel der Einrichtung von Landschulheimen und Volkshochschulen oder der Schaffung von Zentren für Sozialarbeit. Auch überlegte eine Gruppe die Gründung von Siedlungen. Viele sprachen sich dafür aus. Es wurde betont, dass der Mensch zur Natur, zur Acker- und Landwirtschaft als Grundlage für eine Siedlung zurückkehren müsse.

In einem aus jener Zeit stammenden Aufsatz „Familienverband und Siedlungsleben“ führte Eberhard seine Gedanken über eine zu gründende Siedlung aus. Er sprach von fünf verschiedenen Arbeitsgebieten, in welchen die Jugend sich zusammenfinden konnte, um etwas Neues aufzubauen: Land- und Gartenwirtschaft, Schule und Kinderarbeit, Verlag und Verkündigung, ein Kinderheim zur besonderen Hilfe für Kriegswaisen, sowie Hand- und Kunsthandwerk. Diese Vision fand Anklang, doch sah man die Verwirklichung nur in weiter Ferne.

Am Schluß der Inselsberg-Tagung stand Marie Buchhold auf, die schon eine Art Frauengemeinschaft bei Darmstadt mit anderen ins Leben gerufen hatte, und sagte: „Der Worte sind genug geredet, so laßt uns endlich Taten sehn!“ Damit gingen wir alle auseinander, fest entschlossen, nun auch an

die Tat zu gehen. Munter und singend zogen wir alle den Berg hinab:

Wenn wir schreiten Seit' an Seit'
 Und die alten Lieder singen
 Und die Wälder widerklingen,
 Fühlen wir, es muß gelingen:
 Mit uns zieht die neue Zeit!

Die zweite Tagung vor unserem Anfang war die Pfingst-Jugendtagung 1920 in Schlüchtern. Zu dieser Tagung wurden von uns und anderen Dutzende von interessierten Jugendlichen aus den verschiedensten Jugendkreisen eingeladen. Von Berlin fuhren wir um fünf Uhr morgens mit einem sogenannten Bummelzug ab, der bei jeder Station anhielt. Wir reisten im Abteil vierter Klasse, weil es am billigsten war. Um etwa acht Uhr abends kamen wir in Schlüchtern an. Mit uns im Zug war natürlich eine ganze Reihe Jugendbewegter, die Jungen in ihren kurzen Hosen und Kutten, die Mädchen in einfachen, bunten Kleidern, und alle mit Klampfen und Geigen. Zur Freude der Mitreisenden, die rundherum auf den Bänken des Abteils saßen, sangen wir alle unsere schönen Wander- und Naturlieder. Wir mußten aber fast die ganze Zeit im Mittelraum stehen, da es nicht genügend Sitzplätze gab.

Nachdem wir unser Ziel erreicht hatten, stiegen wir eine Anhöhe hinauf und zündeten als erstes unser Pfingstfeuer an, welches weithin in die Lande leuchtete. Das brennende Feuer war uns ein Symbol für das Verbrennen des Alten und eine Hoffnung für das Anbrechen des Neuen. Wir dachten an das

Feuer, von dem Jesus sagte: „Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden; was wollte ich lieber, es brennete schon!“ Luk. 12,49. Es war alles so wirklich, als ob Jesus selbst zu uns spräche.

Unter den hohen Buchen sitzend lauschten wir. Auch gab es Ansprachen, die zu Diskussionen führten. Und danach, mit noch „rauchenden Köpfen“, sammelten wir uns zum Volkstanz, zum wirklichen Gemeinschaftstanz: „Tanzt das Volk im Kreise..“. oder es wurden Volks-, Natur- und Liebeslieder gesungen. Unser Tanzen, das kann man wohl sagen, war ein religiöses Erlebnis, wie es Eberhard in einem seiner Gedichte ausdrückt:

Geist-gepackt,
Schwingt im Takt
Schritt zu Schritt
Kreis zur Mitt!

Dann ging es zwischendurch ans Abkochen im Walde. Jeder packte aus seinem Rucksack aus, und alle teilten sich das einfache Essen. Manchmal sammelten wir uns in Gruppen um die Kochtöpfe; ein anderes Mal saßen wir alle im Kreise, die Mädchen meist mit Margeritenkränzen im Haar, die Jungs in kurzen Hosen und bunten Kutten. Hier war jede Form des Konventionellen überwunden. Man fühlte sich einfach als Mensch unter Menschen. Es herrschte ein Geist der Freude und Kameradschaft unter uns.

Während der ganzen Pfingsttage ging es darum, Neues in die Welt hineinzutragen, dem Reich Gottes, dem Reich

des Friedens und der Liebe Bahn zu brechen. Franziskus mit seiner Liebe zu Mensch und Tier hatte uns viel zu sagen.

An einem Morgen rief uns der Quäker John Stephens zu einer stillen Versammlung zusammen. „Die Deutschen sprechen immer noch zu viel“. Er erklärte dann allen den Sinn eines Quäkermeetings, dass man lange, vielleicht eine halbe Stunde oder länger, still zusammen sitzen könnte, um auf den Geist, die Stimme Gottes zu lauschen. Schon nach wenigen Sekunden erhob sich ein älterer Professor aus Frankfurt, um eine längere Ansprache zu halten. John stand auf und sagte „Psst“, worauf der Professor empfindlich reagierte: „Sie sind intolerant“. Alles brach in Lachen aus!

Die Themen, die besprochen wurden, waren allen sehr wichtig. Vor allem beschäftigte uns das Pfingstereignis vor 1900 Jahren und dessen Folgen. Wir sprachen über das neue Leben. Auch Eros und Agape, menschliche und göttliche Liebe, war eins der Themen. Jedenfalls spürten alle, dass etwas Neues bei uns anbrach.

Um einmal eine Anschauung zu haben, wie dieses neue Leben vielleicht aussehen könnte, wanderten wir eines Tages zu der lebensreformerischen Siedlung „Habertshof“ bei Elm. Diese Siedlung war von Max und Maria Zink aus Schwaben nur ein Jahr vor unserem eigenen Anfang begonnen worden. Das schlichte Leben da oben, die Anspruchslosigkeit dieser Menschen, ihre einfache bäuerliche Kleidung machte auf uns Städter einen starken Eindruck. Eberhard und ich empfanden, dass unser Leben ähnlich aussehen müsste.

Wenn wir in den Abendstunden zusammensaßen, wurde

gern das Lied von Matthias Claudius angestimmt „Der Mond ist aufgegangen“. Und nie wurde geschlossen ohne unser Schlüchterner Lied „Kein schöner Land“. Als wir dies einmal ein Jahr später am Schluß des Abends im Kreise stehend gesungen hatten, wurde der letzte Vers sehr spontan auf dem Nachhauseweg nach Sannerz hinzugefügt:

Ihr Brüder wißt, was uns vereint,
 Ein' andre Sonne hell uns scheint!
 In ihr wir leben, zu ihr wir streben
 Als die Gemeind'!

Nachdem wir uns zum Schluß der Konferenz von allen verabschiedet hatten, machten Eberhard und ich uns mit einigen Jugendlichen nach dem Dorf Sannerz auf. Dort sollte ein leerstehendes größeres Backsteinhaus stehen. Konrad Paul habe sich mit den Dollars, die er in Amerika verdient hatte, dieses Haus gebaut. Wir hatten mit Umwegen und Rast wohl einen zweistündigen Weg und kehrten erst im kleinen Dorfwirtshaus ein, wo wir freundlich und gut bewirtet wurden. Beim Unterhalten mit dem Wirt wurde uns die ganze Geschichte des Dorfes und seiner Bewohner, auch die Geschichte Konrad Pauls, in allen Einzelheiten erzählt. Wir gingen dann alle in das erwähnte, gegenüber dem Wirtshaus liegende rote Haus, welches später für uns und für viele andere Menschen eine rechte Bedeutung bekommen sollte.

Konrad Paul war freundlich und zuvorkommend. Das Haus schien uns recht geeignet, mit 15 Räumen, einer Küche und einem Dachboden, den man noch ausbauen konnte. Es

gab Stallung für Großvieh, Kleinvieh und für Schweine, eine große Obstwiese und auch etwas Ackerland. Alles erschien uns ein wenig zu bürgerlich, verglichen mit dem Habertshof, der uns für ein so schlichtes Leben, wie wir es vorhatten, mehr entsprechend schien. Aber in jener Zeit gab es nicht viel Auswahl. Bauern behielten wegen der Vorteile der landwirtschaftlichen Grundlage ihre Gehöfte gerne selbst.

So reisten wir mit dieser noch ungelösten Frage nach Berlin zurück. Es wurde auch gleich mit dem Einpacken begonnen, obgleich wir noch keinen festen Plan hatten. Wie so oft in unserem Leben mußten wir einfach handeln, einfach im Glauben und Vertrauen auf die feste Führung.

04: Anfang in Sannerz

Im Furche-Verlag war die Situation immer schwieriger geworden. Die Artikel und Manuskripte, die wir und unsere Freunde im Zeichen einer Neubesinnung als besonders herausfordernd empfanden, wurden von den meisten der alten Richtung abgelehnt und nicht verstanden. So gab es einen immerwährenden Kampf, der uns sehr fruchtlos erschien, da die Probleme, die Not und der Geist der Zeit uns zu neuen Aufgaben riefen. Die Schlüchterner Freunde baten Eberhard, den neu zu gründenden Neuwerk-Verlag zu übernehmen.

Weder für den Verlag noch für unsere Siedlung war irgendeine finanzielle Grundlage vorhanden. Dennoch beschlossen wir, dass es jetzt an der Zeit sei, unser altes Leben zu verlassen und ganz neu im Vertrauen zu beginnen. Unsere sehr gutmeinenden Freunde schüttelten den Kopf. Was für ein Leichtsinn eines Familienvaters, mit fünf Kindern in ein Nichts zu gehen! Frau Michaelis, die Frau des vormaligen Reichskanzlers, suchte mich auf, um ihre Hilfe für mich und die Kinder anzubieten, falls mein Mann wirklich diesen „ungewöhnlichen“ Weg gehen sollte. Nach dem Gespräch mit mir sagte sie zu jemandem: „*Sie* ist noch fanatischer als *er*. Da ist nichts zu machen!“

Der Aufbruch am 21. Juni 1920 kam dann sehr plötzlich. Unsere Jüngste, Monika, damals zwei Jahre alt, war durch die schwere Not und besonders durch den Mangel an guter Ernährung sehr heruntergekommen; ähnlich auch unser

jüngster Sohn Hans-Hermann, vier Jahre alt. Beide hatten das Laufen wieder mehr oder weniger verlernt. Als nun bei der kleinen Monika eine Magen- und Darmkrankheit dazukam, riet uns die Kinderärztin sehr, mit der Kleinen aufs Land zu fahren, wo sie frische Milch, Eier, Honig und gutes Mehl haben könnte. Sofort schickten wir ein Telegramm an den Gastwirt in Sannerz und meldeten unsere Ankunft für den nächsten Tag an.

So fuhren Eberhard und ich mit Klein-Monika in der Frühe des Sonntagmorgens nach Sannerz ab. Es war der Tag der Sonnenwende. Unsere vier anderen Kinder kamen einige Tage später mit unserer Helferin Suse Hungar und einer Heilsarmeeschwester, Luise Voigt, nach. Beide hatten sich bereit erklärt, wenigstens eine Zeitlang mit uns zu kommen. Meine Schwester Else konnte noch nicht mitfahren, da sie mit der Abwicklung im Furche-Verlag zu tun hatte. Der freundliche Herr Lotzenius stellte uns nun für den Sommer drei kleine Kammern zur Verfügung, die er im Winter als Werkstatt für Lederarbeiten und zum Obstlagern benutzte. Wir hatten allerdings das gegenüberliegende, etwas abseits stehende Haus von Konrad Paul im Sinn, doch standen dem noch mancherlei Bedenken des Eigentümers im Wege. Er wußte nicht einmal, ob er verkaufen oder verpachten sollte. Er hoffte vielleicht auch, dass wir durch sein Zögern mehr und mehr bieten würden.

Dreißigtausend Mark – eine Summe, die damals noch ziemlichen Wert hatte – stand uns durch einen Freund, Kurt Woermann von der Hamburg-Amerika-Linie für die

Gründung einer „Urgemeinde“ zur Verfügung. Außerdem wollten wir unsere Lebensversicherung kündigen, obwohl sie damals noch wenig einbrachte. Wir wollten alle Brücken hinter uns abbrechen, um uns ganz und gar in das Vertrauen auf Gott zu stellen, wie die Vögel unter dem Himmel, wie die Blumen auf dem Felde. Das sollte das Fundament für die Zukunft werden, das sicherste Fundament. Darauf wollten wir bauen.

Nach einigen Wochen kamen wir endlich mit Herrn Paul zu folgender Vereinbarung: Wir würden das Haus für zehn Jahre pachten und alle landwirtschaftlichen Geräte, das vorhandene Vieh, zwei Kühe, Ziegen, Schweine und Hühner sowie auch die vorhandenen Möbel kaufen. Das bedeutete eine Anfangszahlung von 30.000 Mark, einschließlich der Pacht für das erste Jahr.

Der Sommer brachte uns vom ersten Moment an viele Gäste, besonders viele natürlich aus der Jugendbewegung und ihren Zweigen. Die meisten mußten in Strohlagern bei den Bauern untergebracht werden. Schwierig war es, Arbeit für die jungen Menschen zu finden. Die einzige vorhandene Arbeit war, im Wald Feuerholz zu lesen und für den Gebrauch in Küche und Waschküche zu hacken.

Nach und nach konnten wir das „Neuwerkhaus“, wie es genannt wurde, belegen. Zuerst wurden die drei vorderen Räume im Erdgeschoß frei, die wir für Büro- und Verlagszwecke gebrauchten. Kurz vor Weihnachten, in der Adventszeit, wurde uns dann das ganze Haus übergeben, nachdem wir das nötige Geld zusammen hatten. Wir sangen voll Begeisterung

ein Adventslied nach dem anderen: „Willkommen du selige Weihnachtszeit“, „Kling Glöckchen, klingelingeling“, „Tochter Zion, freue dich“, „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit!“ und andere. Auch ein neues Lied entstand in dieser Zeit: „Wir sind im heil’gen Warten zuhaus.“.. Wir sangen es zum ersten Mal vor Tatas Fenster zu ihrem Geburtstag am 13. Dezember.

Jeden Morgen um 6 Uhr sammelten wir uns damals in der Küche ums Herdfeuer, während die Haferflockensuppe kochte. Schweigend und lauschend saßen wir zusammen – alle die, die sich für dieses neue Leben zusammengefunden hatten, nachdem der Sommergästebetrieb vorüber war. Es lebte eine ganz starke Erwartung des kommenden Reiches unter uns; ja, es schien uns so, als könnte es jeden Tag hereinbrechen! Die Menschen, die zu uns kamen, und wir, die wir in Gemeinschaft lebten, trugen diese Erwartung in unseren Herzen. So wußten wir nie, was der kommende Tag bringen würde.

Nun ging es an die Arbeit. Sie bestand in Verlags- und Büroarbeit, kleiner Landwirtschaft, Kindererziehung und Schule (wir schulten sie zuhause) und der täglichen Hausarbeit. Besonders wichtig waren uns die Einfachheit und Schlichtheit und die Armut um Christi willen. Wie konnten wir, die die Not der Menschen in der Nachkriegszeit sahen und erlebten und der Liebe dienen wollten, etwas für uns behalten? So kam es dazu, dass wir alles miteinander teilten und alles weggaben an die Menschen, die mit uns demselben Geist dienen wollten.

Von besonderer Wichtigkeit war uns auch die Keuschheit, die Reinheit eines jeden einzelnen und die Einehe als Symbol der Einheit Gottes mit der Gemeinde. Es war uns voll bewußt, dass dies alles nur im Glauben an Christus und durch die Hingabe an ihn möglich war. Uns war es Freude, dass wir dabei sein durften!

Im Winter hatten wir nicht so viele Gäste, so konnten wir uns recht sammeln. Doch schon im März, als die ersten Frühlingstage kamen, begann der Gästebetrieb. Die zu uns geführt wurden, waren meist jugendliche Menschen, die durch die schöne Landschaft wanderten und die Natur erleben wollten. Im ersten Sommer waren es wohl mehr als zweitausend Gäste, die wenigstens eine Nacht blieben. Da kamen Studenten und Freideutsche, Wandervögel, Leute aus christlichen Bewegungen, Anarchisten und Atheisten. Die meisten kamen zu Fuß. Wer hatte auch Geld zum Reisen mit der Bahn? Man wollte es gar nicht. Manche lehnten alles Bestehende ab, ja, keine Kohlen oder Werkzeuge gebrauchen wollten sie, weil sie auf Kosten der Arbeiter in Fabriken hergestellt wurden, wodurch andere, die nicht gearbeitet hatten, reich wurden.

Fast immer ging es um die Gemeinschaft als Lösung: Volksgemeinschaft, Völkergemeinschaft, Einheit mit der Natur und Friedensgemeinschaft mit der ganzen Menschheit und schließlich Gottesgemeinschaft, Christusgemeinde! Die Aussprachen gingen oft bis tief in die Nacht, ja, bis zum frühen Morgen. Und es ging oft heiß her, bis wir gewöhnlich einen Ausklang finden konnten. Sehr oft fanden wir uns dann

in einem ruhigen Tanz zusammen: „Tanzt das Volk im Kreise, tanzt nach alter Weise ...“..

Es gab ganz besondere Momente in diesen Zusammenkünften mit Gästen. Da brach oft etwas herein, was nicht von uns kam, auch nicht von denen, die uns besuchten. Das war besonders der Fall mit sehr belasteten und von Dämonen gequälten Menschen. Eberhard berichtete einmal einige Jahre später:

Unter uns allen, unter denen, die hereintraten und unter denen, die schon da waren, wirkte der Heilige Geist in gegenseitiger Begegnung vor Gottes Angesicht. Die Stuben und Zimmer in Sannerz und in der ersten Zeit auch die des Rhönbruderhofs waren von einer Kraft erfüllt, die nicht von uns Menschen kam, die wir da waren, auch nicht von denen, die uns besuchten und hereinkamen, sondern es war eine Kraft, die von Gott kam und uns besuchte. Diese Kraft war ein unsichtbares Fluidum, das uns umgab. So verstanden wir das Pfingsterlebnis als das Brausen des Geistes, der die wartende Gemeinde umgab und heimsuchte. In diesem wunderbaren Geheimnis wurde Gemeinschaft; denn hier konnte kein Eigenwille sich behaupten und kein eigenes Wort gelten, auch nicht das Wort von sogenannten Führern, auch nicht das Wort einer sogenannten Opposition. Die Wolke redet und der Mensch kommt zum Schweigen. Das bedeutet keineswegs, dass nur Bekenner Christi, die sich als bekehrte und wiedergeborene Christen erklären, von dieser Wolke berührt werden, sondern im Gegenteil: Wir haben es wieder und wieder erlebt, wie der verborgene Christus offenbar wird in solchen, die sich selbst als ungläubig erklären. Christus besucht alle Menschen, lange bevor sie mit ihm einig geworden sind. Wir ahnen, dass das Licht Christi zu allen Menschen kommt, die in dieser Welt geboren werden.

Uns, die wir diese Zeit erlebten, wird dieser erste Anfang, unsere erste Liebe, unvergeßlich sein und bleiben. Noch

heute treffen wir Menschen, die aus unserer ersten Zeit für ihr ganzes Leben einen Anstoß bekommen haben. Natürlich ist es ganz klar, dass niemand von der Vergangenheit leben kann. Ja, der Geist lebt auch heute und ruft Menschen wie schon zur Zeit Johannes des Täufers: „Tut Buße! Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen! Ändert euch von Grund auf!“ Jesus ruft auf, ihm nachzufolgen, alles zu verlassen, die einzige, kostbare Perle zu suchen! Das geschieht auch hier und dort. Aber für einen jeden, der es dann tut, heute wie damals, wird diese erste Zeit des Aufbruchs, der ersten Liebe, eine besondere Bedeutung haben. In schwachen Zeiten müssen wir immer wieder dahin zurückkehren.

Von Anfang an war es uns klar, dass wir nicht ein eigenes Werk gründen wollten. Gemeinschaft kann nicht gegründet werden; sie kann nur als Gabe des Geistes gegeben werden. Wir wollten als Brüder und Schwestern leben und wollten jeden mit hineinnehmen, der dasselbe wollte. Es zeigte sich aber immer wieder, dass Menschen, die ihren eigenen Ideen folgen wollten, nicht geschickt waren, diesen Weg zu gehen. Es kam im täglichen Leben, auch in Diskussionen und sogar in inneren Zusammenkünften zu Zusammenstößen, wo es sich zeigte, dass dieser oder jener einfach nicht bleiben konnte, sondern weggehen mußte. Sehr selten wurde jemand weggeschickt; der Geist schied, wenn die Scheidung auch nicht immer schnell vor sich ging.

Am Tage wurde gearbeitet; der Abend gehörte den Gästen und den Aussprachen mit ihnen. Ja, wie ich schon erwähnte, ging es oft heiß her, bis dann etwas unter uns hereinbrach,

das eben nicht von uns kam und das alles zum Schweigen brachte.

Im ersten Jahr war unser Haus mit bis zu zweitausend Gästen angefüllt. Die eigenartigsten Gestalten waren unter ihnen. Am meisten beeindruckte uns Hans Fiehler (Hans im Glück). Er hatte eine rote Zipfelmütze, kurze Hosen und eine rote Weste, auf der hinten groß geschrieben stand „Hans im Glück“. Er zog mit zwei Geigen durch die Lande; die eine war eine sehr gute italienische, die er sich einmal in Italien auf einer seiner Wanderungen verschafft hatte, die andere eine Blechgeige, die er von Zigeunern erstanden hatte. Dann besaß er noch vier Okarinas, die er Urgroßmutter, Großmutter, Mutter und Kind nannte.

Wenn er mit seiner Okarina durch ein Dorf oder eine Stadt kam, gefolgt von einer großen Kinderschar, dann hatte er auch immer etwas zu sagen, eine Botschaft zu verkündigen! Nachdem er die Kinder auf einem Platz um sich gesammelt hatte, erzählte er ihnen Geschichten von Himmel und Erde, von der Zukunft der Menschen und aller Kreatur und dass einmal die ganze Erde Himmel sein würde! Damals hatten die meisten Kinder etwas von dem schrecklichen Krieg erlebt. Sie kannten Hunger und Entbehrung; ja, viele hatten Vater oder Mutter oder beide während des Krieges verloren. Hans im Glück bildete dann einen Kreis mit den Kindern und sie sangen:

Laßt die Herzen immer fröhlich
Und mit Dank erfüllet sein,
Denn der Vater in dem Himmel

Nennt uns Seine Kinderlein?
 Immer fröhlich, immer fröhlich,
 Alle Tage Sonnenschein!
 Voller Schönheit ist der Weg des Lebens,
 Fröhlich laßt uns immer sein!

Hans im Glück betrachtete Sannerz und das Sannerzhaus als eine Art Heimat, wo er oft längere Zeit verweilte. Seine Botschaft vom Reich Gottes war eine sehr ernst gemeinte. „Warum“, so fragte er, „sprechen wir immer von der guten alten Zeit? Warum sagen wir immer ‚Es war einmal‘, warum nicht ‚Es wird einmal‘? Warum sagen wir 1920, 21 und so weiter? Warum nicht 80, 79 vor 2000?“

Im Jahre 1924 pflanzte er auf der Sannerzzer Hauswiese mit den Kindern einen 2000-Jahres-Baum, eine Linde. Wir alle tanzten herum und sangen eins seiner kindlichen Lieder:

Wenn der Zeppelin wiederkommt,
 Wenn der Zeppelin wiederkommt,
 Sechsumdsiebzig vor zweitausend,
 :/: Und dann fährt er mit Gebrumm
 Um das Sannerzhaus herum!:/:

Oder er regte klein oder groß dazu an, mit Laternen und Musikinstrumenten durchs Dorf zu ziehen und dabei zu singen:

Durch das Tor der neuen Zeit
 Ziehen wir mit Singen!
 Vor uns liegt die Welt so weit.
 Wird es uns gelingen?

Auf und ab und ab und auf
 Tönen unsre Lieder!
 Keine Mauer hält sie auf,
 Echo bringt sie wieder!

Durch das Tor der neuen Zeit
 Ziehen wir in Scharen –
 Durch die Welt so wunderweit,
 Blumen in den Haaren!

Einige Male war Hans im Glück mit der Behörde in Konflikt geraten. Er hatte während eines Sommers einen Aussichtsturm im Harz gemietet. Dort arbeitete er als Touristenführer und verkaufte kleine Andenken. Als er einmal zur Mittagszeit wegging, hinterließ er diesen Vers: „Hans im Glück füllt sich den Bauch, geh du hin und tu das auch!“ Bei seiner Rückkehr fand er dort eine Schar versammelt, rauchend und trinkend! Hans im Glück fühlte in ihnen keinen Respekt vor der Atmosphäre seiner „neuen Welt“. Ärgerlich nahm er ein Streichholz und steckte den ganzen Turm in Brand, worauf er einige Tage Arrest bekam und uns schrieb: „Aus einer Wandervogelstube – ich bin für einige Tage eingesperrt – sende ich Euch die herzlichsten Grüße!“

Ein andermal verhalf er den Ärmsten einer Großstadt zu einem guten warmen Essen. Im Jahre 1924 war die Inflation auf ihrem Höhepunkt, und viele Menschen hungerten. So machte Hans im Glück eines Tages einem Armeegeneral folgenden Vorschlag: Bring deine „Gulaschkanone“ in die Stadt und gib den armen Leuten dort zu essen. So kannst du deinen

guten Ruf wieder herstellen. Ich werde dabeistehen und einen Film aufnehmen. Und so geschah es! Hans im Glück stand da mit seiner Kamera und gab dem General Befehle: „Nimm Haltung an! Teile das Essen selber aus!“ und so weiter. Als alles verteilt war, öffnete Hans im Glück seine Kamera und siehe da – kein Film war drin! Glücklicherweise waren die Leute alle auf seiner Seite, und so kam er gut davon.

Unser Haus in Sannerz sah ziemlich schäbig aus, da es von so vielen Leuten bewohnt wurde. So hatte unser Vermieter eines Tages gefordert, es neu anzumalen. Aber wir hatten natürlich kein Geld für ein solches Unternehmen. Hans im Glück und ein anderer Gast sagten, sie würden die Arbeit machen, wenn wir die Farbe kauften. Und nun geschah wirklich etwas! Unten im Korridor malten sie ein großes Bild mit der aufgehenden Sonne und einem Kind, das eine Glocke zog: „Bim – bam – bum, Völkerfrühling, kumm!“ Die Wand des Treppenhauses wurde mit Leuten aus der Hausgemeinschaft bemalt. Alles folgte tanzend und hüpfend Eberhard, der sie froh mit unserer Fahne voranführte. Jeder fand sein eigenes Bild – sogar die Gänse waren nicht vergessen worden. Auf einer anderen Wand waren die Noten des Liedes „Laßt die Herzen immer fröhlich“ gemalt und einige herumtanzende Kinder dazu. Wir hatten keine Ahnung, dass Hans im Glück so etwas im Sinn gehabt hatte. Während er an der Arbeit war, erschienen einige vornehme Gäste. Sie sahen sein Bild und fragten ganz erstaunt: „Woher kommen Sie?“ Die fröhliche Antwort war: „Vom Mondasyl“.

Viele Jahre später, 1939 oder 1940, lasen wir ein Buch über den Widerstand gegen Hitler. Darin wurde berichtet, dass Hans Fiehler von seinem eigenen Bruder, dem Bürgermeister von München, gefangengesetzt und für seinen Glauben an den zukünftigen Frieden gefoltert worden war. Nach dem Kriege schrieb ich sofort an Freunde nach München, und wir versuchten, ihm auf die Spur zu kommen. Aber es schien, dass Hans im Glück verschwunden war und dasselbe Schicksal wie viele andere erlitten hat, die zu jener Zeit ihre Stimme im Protest erhoben.

Es kamen auch andere wunderliche Leute, so ein Opernsänger, der uns den ganzen Abend vorsang. Einmal kam eine ganze Familie, jeder von ihnen als eine andere Waldblume gekleidet: „Wir kommen vom Walde, wir leben im Walde, wir gehen zurück in den Wald“. Mehr sprachen sie nicht. Einige unserer vegetarischen Besucher waren so fanatisch, dass sie nichts anderes aßen als rohe Gemüse oder voll ausgereifte Früchte. Ein junger Mann hatte für sich entschieden, dass er nichts mehr mit gutem Gewissen essen könnte, bis er schließlich verhungerte.

Auch kam hier und da ein Landstreicher, vom Singen und von der Musik angezogen, angetrunken oder betrunken. Jeder wurde aufgenommen, und man versuchte, sich mit jedem zu beschäftigen. So kam auch unser Karl G., betrunken, aber sehr angezogen von dem, was er erlebte und sah. „Ich kann nicht bei euch bleiben, ich bin ein schlechter Mensch, was habt ihr mit mir gemacht?“ Nach langem Zureden versuchte er dann, es mit einem neuen Leben zu wagen. Er erzählte uns seine

ganze traurige Lebensgeschichte, wie er auf die Landstraße gekommen war. Als Quartalsäuerer hielt er es nie länger als drei Monate bei uns aus, dann trank er wieder. Wenn er dann meist völlig betrunken wieder heimkam, bat er um Verzeihung und versprach Besserung: „Ich bin's gar nicht wert, dass ich bei euch sein darf. „Das ging so bis zur Hitlerzeit. Dann blieb er schließlich ganz weg, und wir hörten nie wieder von ihm.

Besonders in den ersten zwei Jahren war unser gemeinsames Leben von großer Freude und Zukunftserwartung erfüllt. Jeder Tag, den wir in Gemeinschaft leben durften, war ein großer Festtag! Es wurde alles festlich gestaltet. Wenn wir eine Kuh oder eine Ziege kauften, dann bekränzten wir sie und zogen singend mit ihr durchs Dorf. Ob wir auf dem gepachteten Acker Steine auflasen, ob wir Bohnen oder Erbsen oder Kartoffeln hackten, ob wir einmachten oder Mus rührten, alles war eine Gelegenheit zum Feiern und zur Gemeinsamkeit. Da machte jeder mit, auch die im Büro viel zu tun hatten mit den vielen Büchern, die wir in diesen ersten Jahren herausbrachten. Jeder wollte sich am gemeinsamen Arbeiten beteiligen.

Die Bücher, die damals bearbeitet wurden, hatten folgende Titel: Tolstoi „Religiöse Briefe“; Joan Mary Fry „Das Sakrament des Lebens (Übersetzung)“; Goldstein „Die Rassenfrage“; Zinzendorf „Über Glauben und Leben“; Blumhardt „Vom Reich Gottes und die Nachfolge Christi“. Ebenso „Junge Saat, Lebensbuch einer Jugendbewegung“, eine Artikelsammlung, herausgegeben von Eberhard Arnold und Normann Körber; Georg Flemmig „Dorfgedanken und Hausbacken Brot“;

„Legenden“, herausgegeben von Fritz Schloß. Außerdem gaben wir die monatlich erscheinende Zeitschrift „Das neue Werk“ heraus.

Wenn ich an diese Zeiten und ihre Bewegungen in der dem Ersten Weltkrieg folgenden Periode zurückdenke, fühle ich einen Vorgesmack von dem, was wir in viel größerem und vollkommenen Maße in der Zukunft des Reiches Gottes erwarten können. Oft bebe ich beinahe, aber habe auch ein Gefühl tiefer Freude und Dankbarkeit, wenn ich mich an jene Tage erinnere. Etwas, das aus der Ewigkeit kam, lebte unter uns; etwas, das uns die Grenzen von Zeit und Raum vergessen ließ.

Es ist schwer, über solche Geschehen zu sprechen. Oft erlebten wir in unseren Zusammenkünften auf ganz einfache und unauffällige Weise, dass dämonische Mächte weichen mußten, dass kranke Menschen fast unmerklich wieder gesund wurden, dass Dinge passierten, die einfach nicht menschlich erklärt werden können. In jenen Zeiten der Erwartung sahen wir solche Geschehnisse nicht einmal als außergewöhnlich an. Alles, was wir damals erlebten, schien uns sehr natürlich. Eberhard sagte einmal zu mir kurz vor seinem Tod: „Gott hat uns viel gegeben, aber er hätte uns mehr gegeben, hätten wir mehr Kraft gehabt“. Ja, solche Dinge geschahen trotz uns, trotz unserer Unzulänglichkeiten und Unfähigkeiten.

Besonders schön wurden unsere Feste, Weihnachten, Ostern und Pfingsten gefeiert. Nicht nur an den bestimmten Festtagen feierten wir diese Ereignisse; sie begleiteten uns eigentlich das ganze Jahr hindurch. Fast jedes Jahr übten wir

ein Krippenspiel ein und zogen damit von Dorf zu Dorf. Die Verhältnisse waren sehr primitiv. Der Umkleideraum war mitten im Winter ungeheizt. Auch der Saal, in dem wir spielten, wurde nur etwa eine Stunde vor Beginn des Spieles mit Holz geheizt, welches wir dafür selbst im Wald gesucht hatten. Eintrittsgeld nahmen wir niemals, der Worte Jesu gedenkend: „Umsonst habt ihr's bekommen, umsonst gebt es auch wieder!“ Wir stellten einfach vor die Tür des Saales einen leeren Sack, da hinein taten die armen Rhönbauern Speck, Wurst oder Brot. Wenn wir, meist durch tiefen Schnee, in der Nacht heimkamen, gab es ein wunderbares Festessen, was bei uns sehr selten war.

Oft zogen wir am Heiligen Abend in den Wald zum Albinger Berg, wo einige vorher an einer windgeschützten Stelle ein Tannenbäumchen mit Lichtern besteckt hatten. Dann stellten wir uns rundherum und sangen unsere alten und auch neu entdeckten Weihnachtslieder. Nachdem die Weihnachtsbotschaft verkündigt war, nahm jeder eine Kerze vom Baum, und wir zogen hintereinander den Albinger Berg hinunter. Jeder versuchte, seine Kerze vor dem Wind zu schützen. Und wenn eine Kerze ausgeblasen wurde, wurde sie an einer anderen wieder entzündet, ein Symbol für unser brüderliches Leben.

Jedes Jahr entdeckten wir alte Lieder und nahmen sie in unser Repertoire auf. Ich liebte besonders Martin Luthers Choral „Gelobet seist du, Jesus Christ ..“. mit dem Vers:

Das ewig Licht geht da herein
 Gibt der Welt ein' neuen Schein,
 Es leucht wohl mitten in der Nacht
 Und uns des Lichtes Kinder macht. Kyrieleis.

Im Bachsatz gesungen, klang es wie Sphärenmusik, wie ein Gesang vom Himmel. Dasselbe galt für „Kommt und laßt uns Christum ehren..“.. Wir sangen es oft als Schlußlied einer Versammlung. Dann nahm Eberhard mich beim Arm, und wir alle zogen singend durch das ganze Haus und um unseren Bruderhof. Auch Otto Salomons „Seht, im Osten wird es hell“ und Eberhards „Weihenacht, du Nacht der Nächte“ entstanden in diesen Jahren. Eberhards Lied drückt besonders aus, was wir zusammen erlebten:

Mach uns arm, wie Du geworden,
 Jesus, durch die Liebe arm!

In jener Zeit wurde uns auch die „Stille Krippe“ gegeben. Eberhard war Joseph, der Zimmermann, ich war die Maria. Wir trugen damals nicht ein Baby oder eine Puppe, um das Christkind darzustellen, sondern ein Bündel mit einem hellen Licht darin, welches das Licht, das in die Dunkelheit dieser Welt kam, andeuten sollte. Um die Krippe herum standen kleine Engel mit Kerzen, Dann kamen die Hirten und auch die Könige, die dem Kind ihre Kronen zu Füßen legten. Oft erschien auch viel Volk, um dem Könige zu huldigen.

Diese „Stille Krippe“ ist nun auf allen unseren Bruderhöfen ein Brauch geworden. So oft wir konnten, suchten wir dafür den einfachsten Stall aus. Zuweilen hatten wir am „Heiligen

Abend“ nur die „Stille Krippe“; und erst am nächsten Tag folgte die Bescherung und die Kinderfreude.

So kam jedes Jahr durch Spiele und Lieder etwas Neues in unser Leben, was dann eine besondere Bedeutung gewann. Einmal übten wir während der Weihnachtszeit das Jungfrauenspiel ein, über das Gleichnis von den zehn Jungfrauen. Wir spielten es in den verschiedensten Dörfern, und die Zuhörer waren besonders stark beeindruckt von dem Schlußgesang dieses Spieles: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Zebaoth; und alle Lande sind Seiner Ehre voll“, bei dem die fünf klugen Jungfrauen ins Himmelstor einziehen.

In jener Zeit unseres ersten Aufbruchs waren unsere Spielproben oft wie eine innere Versammlung. Man war überhaupt sehr zurückhaltend im Gebrauch von religiösen Worten, es sei denn sie wurden in voller Ehrfurcht vor dem uns heiligen Gegenstand ausgesprochen oder gesungen. Nicht nur die Erwachsenen, sondern auch unsere Kinder waren besonders sensibel während solcher Proben und halfen mit, die Atmosphäre zu hüten.

Natürlich hatten die Kinder auch ihre Spiele unter sich und waren mit ganzem Herzen dabei. Auch ihre kindlichen Weihnachtslieder liebten sie sehr. Es war wirklich etwas Besonderes um diese erste Zeit, als die Kinder so ganz an dem Erleben der Gemeinschaft teilhatten, auch die Kinder aus der Not, die seit dem Jahre 1921 zu uns kamen. In späteren Jahren merkte man, wieviel sie aufgenommen, wenn sie auch nicht alles verstanden hatten.

Auch die Osterzeit war für uns von großer Bedeutung. In der „stillen Woche“ sammelten wir uns um das Geschehen vor fast 2000 Jahren, und am Gründonnerstag hielten wir abends ein Mahl, für das wir ein Lamm (eigentlich ein Ziegenböckchen) schlachteten. Allen werden wohl die Lieder „Bei stiller Nacht“ und „Da Jesus in den Garten ging“ im Gedächtnis bleiben. Der Karfreitag war zum größten Teil ein stiller Tag für jeden einzelnen, nachdem wir am Morgen die Karfreitagsgeschichte zusammen gehört hatten. Am Karsamstag versammelten wir uns in Stille, um Jesu Grablegung zu bedenken. Oft sangen wir nur das Lied:

O Traurigkeit, o Herzeleid, ist das nicht zu beklagen?
 Gott, des Vaters einig Kind, wird ins Grab getragen.
 O große Not: Gott selbst ist tot, am Kreuz ist er gestorben,
 Hat dadurch das Himmelreich uns aus Lieb' erworben.

Der Ostersonntag war dann ein besonderer Tag des Feierns, weil die böse Macht, die Sünde als Absonderung und der Tod überwunden sind durch die Auferstehung Christi! Meist wanderten wir noch bei Dunkelheit, etwa um drei Uhr, hinauf zum Weiperzer Kreuz, wo wir zuvor Holz zu einem Feuer aufgeschichtet hatten. Nachdem wir es angezündet hatten, gingen wir schweigend langsam im Kreise herum. Jeder, dem es gegeben war, sprach ein kurzes Wort. Bei Sonnenaufgang stimmten wir dann alle unsere schönen Osterlieder an, und die Osterbotschaft wurde gelesen.

Dies waren tiefgehende Versammlungen. Und obwohl alle unsere Kinder, die laufen konnten, dabei waren, gab es

doch kaum Störungen; alle waren ganz hineinbezogen in das gemeinsame Erleben. Auch waren immer Gäste, besonders solche aus der Jugendbewegung, unter uns, die bei solche Anlässen aus Ehrfurcht vor dem, was „dahinter stand“, wie sie sich ausdrückten, selten eine Störung waren. Meist sprangen sie mit uns, einzeln oder zu zweien, durch das Feuer, wenn die Flammen heruntergebrannt waren. Diese wiederentdeckte Tradition war eine Sprache der Tat, die aus dem inneren Erleben kam. Worte waren schon lange genug gesprochen worden!

Das Pfingstfest empfanden wir alle als „unser Fest“. War es doch gerade das Pfingstgeschehen und die Urgemeinde in Jerusalem, was uns zu diesem Leben aufrief. Nicht, dass wir etwas nachmachen wollten. Das kann man ja gar nicht; eine Sache des Geistes kann nie nachgeahmt werden. So kann man eigentlich auch nicht von Gründung einer Gemeinde durch Menschen sprechen; es ist eine Sache des Geistes. Die Pfingsttagung 1920 in Schlüchtern wird denen, die daran teilnahmen, unvergesslich bleiben. Da war etwas von einer Ausgießung des Geistes, die ihre Früchte bringen sollte.

Pfingsten 1921 hatten wir eine Konferenz in Sannerz. Der 1. Johannesbrief führte uns in jener Zeit sehr zusammen. Wir zogen alle mit Musikinstrumenten am Morgen vor dem Frühstück auf den Albinger Berg, um uns mit den Worten des Apostels der Liebe für den Tag führen und stärken zu lassen. Kein Wunder, wenn sich die ganze Tagung mit dem Weg und der Freiheit der Liebe befaßte.

Es fehlte da natürlich nicht an undurchsichtigen Elementen. An einem Morgen während der Konferenz trat einer der Teilnehmer, ein Gast namens Max, in unsere Versammlung und erflehte den Geist Gottes von den Buchenblättern herab. „Was war das?“ so hörte man rufen. „Ist das der Geist, den wir erbitten wollen?“ Es entstand eine ziemliche Unruhe unter allen Teilnehmern und Eberhard, der nicht der Hauptredner war, führte Max ruhig zur Seite, und bald fanden sich wieder alle zusammen, um gemeinsam zu suchen.

Die frühen Morgenversammlungen in Sannerz hatten eine tiefe Bedeutung für uns, nicht nur während der Konferenzen. Jeder, der mit Gott und den Geschwistern im Reinen war, konnte kommen; doch niemand, der irgendwie nicht recht stand, nahm daran teil. Wir trugen damals Ringe – die Mädchen und Frauen einen silbernen Haarreif, die Männer einen Fingerring. Beide waren offen als Kennzeichen der Zugehörigkeit zu dem offenen Kreis. Der Ring wurde nicht getragen, wenn man fühlte, dass etwas im Wege war.

Das Einheitliche, die Form, die aus der Einheit, aus dem einigen Gefühl entstand, war uns in unserem Leben wichtig, sei es in Buch und Schrift, in Häuserbau und Handwerk, Wohnungseinrichtungen und Kleidung. Das Einfachste und Schlichteste war uns das Liebste. Doch wenn möglich, wählten wir schöne Farben; wie der Regenbogen ergaben sie, wenn zusammengefügt, ein schönes lichtes Weiß, also wieder die Zahl eins! Alles hatte seine innere Bedeutung.

In diesem Sommer 1921 hatten wir unglaublich viele Gäste, auch viele aus der Arbeiterklasse. Sie riefen uns besonders

dazu auf, um der Liebe zu den Armen willen alles Unnötige zu lassen. Wir kannten Hermann Kutter von den Schweizer Religiösen Sozialisten seit 1912, wir hatten seine Bücher gelesen und hatten seither immer versucht, einfach zu leben. Aber es war uns nicht aufgefallen, wie „bürgerlich“ wir den Ärmsten der Armen immer noch erscheinen mußten. Eberhard war von der Hilfe dieser Menschen für den von uns eingeschlagenen Weg stark beeindruckt.

Aber auch andre Besucher hatten wir in jenem Sommer, Männer wie Theo Spira, ein Schriftsteller, der besonders vom frühen Quäkertum sehr beeindruckt war, sowie auch Martin Buber, der bekannte jüdische Philosoph. Er kam gerade an dem Tag, an dem Suse Hungar getauft werden wollte. Heinrich Euler, ein Freund aus der baptistischen Jugendbewegung, der gerade bei uns weilte, sollte die Taufe in unserer Waldquelle vollziehen. Leider ließ sich Suse Hungar nicht bewegen, um dieses uns sehr wichtigen Gastes willen noch etwas mit der Taufe zu warten. So waren wir fast den ganzen Morgen mit der Hausgemeinschaft abwesend, was sicher nicht gerade gut für unsere Beziehung zu Buber war.

Ein anderes Mal besuchte uns Eugen Jäckh, ein Freund von Christoph Friedrich Blumhardt. Dieser war von dem Geist, den er bei uns vorfand sehr bewegt. Er sagte immer wieder, dass er sehr an die Zeiten Blumhardts in Bad Boll erinnert werde. „Jetzt ist es nicht mehr so bei uns“, meinte er. Eberhard besprach damals mit ihm die beiden Blumhardt-Bände „Vom Reich Gottes“ und „Nachfolge Christi“. Beide wurden von Eugen Jäckh zusammengestellt und während dieses Besuches

plante Eberhard dann auch die Herausgabe dieser Bücher.

Beide Blumhardts, Vater und Sohn, spielten damals auch in unseren Kreisen eine ziemlich Rolle. Das Reich Gottes, das heute schon lebendig unter uns wirkt, uns begeistert und unser Leben formt, lebte ganz stark in uns. So lasen wir mit viel innerstem Interesse über Krankenheilungen und Dämonenaustreibungen zur Zeit Vater Blumhardts. Wir erlebten ja ähnliches in unserer Mitte immer wieder, wenn der Geist besonders stark unter uns wirkte. Aber über allem richtete sich unser Sehnen und unser Hoffen vor allem auf das Zukunftsreich hin, wo einmal Liebe und Gerechtigkeit die ganze Welt, den ganzen Kosmos beherrschen werden.

Leonhard Ragaz, der leider nie bei uns war, hatte uns auch mancherlei zu sagen. Aus Liebe zum Proletariat hatte er gerade seine Professur aufgegeben und war in das Arbeiterviertel von Zürich gezogen. So machten auf uns seine Artikel und Aufrufe in der Zeitschrift „Neue Wege“ einen tiefen Eindruck. Sie wurden oft in unseren inneren Versammlungen mit viel Anteilnahme, auch als Aufrüttelung für unseren Kreis, gelesen. Leonhard Ragaz war für uns eine wichtige Stimme der damaligen Zeit, und Eberhard korrespondierte regelmäßig mit ihm.

Ähnlich war es auch mit Kees Boeke in Holland, der zu einem Leben der Tat aufrief. Er und seine Frau Betty gründeten in jener Nachkriegszeit ein Bruderschaftshaus in Bilthoven. Betty war eine Cadbury, eine Verwandte der großen Cadbury-Schokoladenfabrikanten in England, und daher recht wohlhabend. Ich lernte Kees schon im Winter

1920/21 kennen. Er kam mit einigen Delegierten des Versöhnungsbundes zu einer Besprechung über „das neue Leben“ zu uns nach Sannerz. Andere Teilnehmer waren John Nevin Sayre aus Amerika, Oliver Dryer aus England, Henri Rosier aus Frankreich und noch andere. Es war für uns alle die erste Begegnung nach dem Ersten Weltkrieg mit Abgesandten aus den „feindlichen“ Ländern. Unaussprechlich bewegend waren diese Zusammenkünfte. Jeder von ihnen wollte in einem neuen Geist am Aufbau einer neuen Welt, einer neuen Zeit, im Geiste der Versöhnung und Brüderlichkeit mitarbeiten.

Ein anderer wichtiger Besuch war der des über die deutschen Lande hinaus bekannt gewordenen Schriftkünstlers Rudolf Koch, der einige Tage unter uns verbrachte. Er gehörte auch zu den Menschen der Zukunft und nahm starken Anteil an der Bewegung unserer Zeit. Als er in einer besonders mit Gästen überfüllten Zeit, wohl im Sommer 1921, unter uns weilte, wurde es nötig, einmal eine Art Hausordnung herauszugeben. Rudolf Koch schrieb diese in seiner großen schönen Schrift nieder, und wir hefteten sie dann an die Wand des Eßzimmers.

Hausordnung ja oder nein – wir versuchten, so gastfrei wie möglich zu sein. In dieser Zeit entstand auch folgender Vers:

Fünf war'n geladen, zehne war'n gekommen!

Tu Wasser in die Suppen und heiss' sie all willkommen!

In dieser Richtung hat es uns an Großzügigkeit nicht gefehlt. Unsere Küche war auch denkbar einfach. Ich selbst verbrachte wenig Zeit in der Küche, denn ich mußte mich ja den vielen

Gästen widmen, und die meisten der jungen Frauen, die zu uns kamen, waren entweder Fabrikarbeiterinnen, Sekretärinnen, Lehrerinnen oder kamen aus verwöhnten Kreisen.

Es kam vor, dass die Köchin – eigentlich hatten wir kaum jemanden, den man Köchin nennen konnte – draußen saß und malte oder dichtete, während drinnen die Suppe oder die Kartoffeln überkochten. Natürlich ging dann oft entweder das Holzfeuer im Herd aus oder die Suppe brannte an. Niemand empfand das als schlimm. Wir lachten einfach darüber und sangen:

Köchin, was gibt's auf die Nacht?
 Schrubnudeln, das's dunnert und kracht!
 Schrubnudeln sind angebrennt,
 Köchin, hast due die Kränk?
 Die Nudeln sein alle so schwarz,
 Frißt sie kei Hund und kei Katz,
 Die Nudeln sein alle so schwarz!

Wie gesagt, uns Erwachsenen fiel das alles nicht schwer; wir waren ja durch die vier Jahre Krieg und Revolution nicht verwöhnt worden. Schwer war es mir nur der Kinder wegen. Wir hatten ja damals schon Kinder der Not unter uns, die uns einfach ins Haus gebracht worden waren. Sie waren zum Teil noch recht klein, ein und zwei Jahre alt. Es wurde von einigen unserer Gäste gar nicht verstanden, dass diese Kinder nun wirklich etwas Nahrhaftes brauchten. „Warum sollten sie Milch oder Eier zu essen bekommen, anstatt Hering oder Hülsenfrüchte, wie wir Erwachsenen? Wir wollen doch alles miteinander teilen?“

Zu unserem ersten Kreis gehörten außer Eberhard, Else und mir noch Otto Salomon, Eva Oehlke, Suse Hungar und Gertrud Cordes. Von den Gästen wurde dieser erste Kreis humorvoll „die heilige Sieben“ genannt. Wir waren eine werdende Kampfschar; wir besprachen alles miteinander und kämpften alles gemeinsam durch. Aber wir waren noch nicht so fest zusammengeschmiedet, dass man von einer auf Lebenszeit zusammengehörenden Gruppe sprechen konnte, wie wir es heute sind.

Ende des Jahres 1921 hatte sich aber dieser tragende Kreis schnell, vielleicht zu schnell, vergrößert. Von den Gästen und Helfern dieses Sommers waren eine ganze Reihe, wohl mehr als vierzig, zurückgeblieben, die den Winter zunächst mit uns verleben wollten. Wir hatten wegen des trockenen Sommers und unserer mangelnden Erfahrung nur eine geringe Ernte. Mit dem Verlag ging es aber soweit gut, es wurde fleißig gearbeitet. Unsere Mitarbeiter waren Otto Salomon, Fritz Schloß, Else Böhme, die vom Furche-Verlag kam, Lotte Scriba, Hedwig Buxbaum, Eva Oehlke und natürlich Tata (Else) und Eberhard, die besonders an der Zeitschrift „Das Neue Werk“ arbeiteten. Es war eine ganz stattliche Zahl, die da in den drei vorderen unteren Stuben arbeitete. Fast jeden Tag mußte jemand zur Druckerei nach Schlüchtern hinunterpilgern, was mit dem Rückweg anderthalb bis zwei Stunden ausmachte. In diesen ersten Jahren wurden viele verschiedene Bücher veröffentlicht.

Inzwischen weitete sich auch unsere Landwirtschaft aus, und Eberhard hatte einen alten Freund geworben, uns zu

helfen. Jung verheiratet, kam er mit seiner Frau zu uns. Er war ein ganz lieber Mensch, ein Idealist, aber von Landwirtschaft wußte er wohl kaum etwas. So ließ er als erstes den großen Misthaufen auf dem Hof wegen des nicht schönen Anblicks „umsonst“ wegfahren. Die Bauern des Dorfes waren entsetzt über solche Unwissenheit. Weiter holte er vom Wald volle Wagen mit Bohnenstangen mit der stolzen Bemerkung: „Nun haben wir den Wald von Frau von Stumm bald unten!“ Sie war die reiche Besitzerin des nahegelegenen Schlosses von Ramholz. Aber leider vergaß er, die Bohnen in die Erde zu stecken. Beim Melken der Kühe saß er zur Belustigung der Bauern mit einer großen Hornbrille vor der Kuh, Verse schmiedend. Nun, all das gab nicht viel Vertrauen zu unserer Landwirtschaft.

In der Kinderarbeit ging es besser. Suse Hungar war Lehrerin und kam ursprünglich von der Heilsarmee; sie war aus Berlin mit uns gekommen. Trudi Dalgas, später Hüssy, trat im Oktober 1921 bei uns ein. Sie war junge Lehrerin in Frankfurt am Main gewesen und hatte dort im Frühjahr Eberhards Vorträge im Volksschulheim gehört. Nachdem sie an unserer Pfingsttagung teilgenommen hatte, gab sie ihre Stellung auf, um bei uns mitzuwirken. Sie kam voller Energie und Freude an der Sache, die uns erfüllte. Am gleichen Tag kam auch meine Schwester Moni, die ihre Hebammenstelle in Halle aufgegeben hatte, zunächst einfach, weil ihr von einem Besuch im Sommer her unser Leben gefiel. Bald entschied sie sich, bei uns zu bleiben.

Meine älteste Schwester Olga verbrachte mit ihrer kleinen Adoptivtochter Ruth, die damals acht Jahre alt war, auch diesen Sommer bei uns. Sie brauchte Erholung in der guten Rhönluft wegen einer Erkrankung an der Lunge. Unser Leben hatte auch sie beeindruckt; doch wegen der Überfüllung unseres Hauses rieten wir ihr, eine Einladung einer Prinzessin aus Java anzunehmen. Diese unterhielt in Holland ein Erholungsheim für ausgehungerte Frauen und Mütter, die durch die Kriegsjahre gelitten hatten.

Hier möchte ich über die Hochzeit unserer Gertrud Cordes mit dem jungen Arzt Hermann Thoböll erzählen. Gertrud stammte aus dem uns sehr befreundeten Hause des Großkaufmanns Cordes, auf dessen Landsitz in Fleestedt bei Hittfeld wir als junge Eheleute öfter eingeladen waren. Diese Hochzeit sollte nun ganz im jugendbewegten Stil stattfinden, wie das Brautpaar es sich gewünscht hatte. Sie lehnten sowohl eine kirchliche Trauung wie auch Myrtenkranz und Schleier als bürgerlich ab. Eberhard und ich ebenso Heinrich Schultheiß, waren auch zu der Hochzeit geladen. Die beiderseitigen Eltern hatten dennoch alles für eine sehr bürgerliche Hochzeit vorbereitet. Aber das junge Paar lehnte Frack und weißes Seidenkleid und ähnliches ab. Hermann Thoböll erschien in grasgrüner Kutte und Kniehosen, Gertrud in einfachem weißen Kleid mit einem roten Kleeblumenkranz im Haar. Wir zogen mit Musik und Gesang hinter dem jungen Paar her durch bunte Wiesen. Dann setzten wir uns im Kreise ins Gras.

Eberhard sollte die Feier nach Art der Jugendbewegung und der Quäker leiten. Ich erinnere mich nicht mehr, was gesagt oder gelesen wurde. Doch ging es um Liebe und Treue in der Ehe und der Gemeinde. Das war besonders den Eltern Thoböll sehr fremd, was sich daran zeigte, dass der Justizrat Thoböll, Hermanns Vater, nachträglich ein kirchliches Trauzeugnis forderte! So viel ich mich erinnern kann, hat Heinrich Schultheiß, der Pfarrer gewesen war, ein solches ausgestellt.

Anfang Herbst und Winter 1921 stellten wir fest, dass sich der so vergrößerte Kreis mit Gästen – etwa sechzig an der Zahl – nicht den Winter hindurch ernähren konnte. Wenigstens mußten wir für diese Zeit ein geldeinbringendes Arbeitsgebiet finden. Wir dachten an Korbflechterei, Kunstgewerbe, Strickarbeiten und ähnliches. Da zeigten sich aber schon die Verschiedenheiten unserer Anschauungen. Es wurde zum Beispiel gefragt, ob wir wirklich in der Lage seien, so viele Kinder aus der Not aufzunehmen, wenn wir unsere eigenen Kinder nicht ernähren könnten. Aber wir hatten ja die Kinder nicht geholt; sie waren uns einfach ins Haus gebracht worden!

In jener Zeit schloß sich uns eine zweite Familie mit zwei kleinen Mädchen an. Es war Heinrich Schultheiss, ein sehr radikaler Pfarrer aus Gelnhaar im Vogelsberg, und seine Frau Elisabeth. Er war sehr stark politisch links gerichtet und wollte deshalb den Dienst als Pfarrer nicht mehr ausüben. So kam er zu uns. Seine Frau war dagegen sehr bürgerlich und wollte eigentlich in den gewohnten Bahnen bei uns weiterleben.

Das führte sehr bald zu Spannungen. Doch ging es über die Weihnachtszeit noch ganz gut. Wir übten in recht innerlicher Weise das Spiel „Das Gotteskind“ ein, zu dem alle noch ihren Teil beitragen konnten.

Nach Weihnachten beschäftigten wir uns sehr stark mit dem Römerbrief, besonders mit dem achten Kapitel über den Sieg des Geistes. Da geschah es das erste Mal, dass einer aus dem Kreis der Sieben – Otto Salomon – unserer Richtung im Grunde widersprach. „Wie können wir Römer 8 bezeugen, wenn wir doch in Römer 7 leben?“ Er bezog sich auf Paulus' Worte: „Das Gute, das ich will, tue ich nicht! Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ Demgegenüber wurde geantwortet: „Das 8. Kapitel fängt ja an: „Ich danke aber Gott ... denn das Gesetz des Geistes und des Lebens hat mich frei gemacht vom Gesetz der Sünde und des Todes!“ Nicht, dass wir es haben! Aber wir können es haben! Aber Otto war nicht überzeugt.

Es gab dann viele Aussprachen mit ihm, persönliche und auch einige im Kreise der Hausgemeinschaft. Sein Ausspruch beim Eintritt in die Gemeinschaft ein und ein halbes Jahr vorher: „Ich bin das Kamel, auf das ihr alles laden könnt, was euch zu viel wird“, kam in Widerspruch zu dem, was er nun empfand: „Wenn ich mich ganz dem Ruf unterwerfe, dann kann ich keine Kunst mehr ausüben!“ und „Weil ihr in eurer Mitte so viele Wertlose aufnehmt, so bleiben die Wertvollen mehr und mehr fort“. Nun, das klang nicht mehr wie der erste Aufbruch! Was Wunder war es dann, dass er eines Tages kam, um uns zu sagen, dass er sich Georg

Flemmigs Jungmännerbund angeschlossen habe und damit die werdende Gemeinde in Sannerz verlassen wollte.

Das war für uns alle ein großer Schrecken und Schmerz. Der erste, der aus der Reihe sprang! Nach seinem Weggang im Januar 1922 kamen noch ähnliche Stimmen in der Hausgemeinschaft auf. Trotzdem wurden wir durch den guten Geist immer wieder zusammengeführt.

05: Krisenzeit

In unserer so vielversprechenden Aufbruchsbewegung war bald ein anderer Einfluß zu hören und zu spüren, auch im gedruckten Wort. Er kam besonders von den Pfarrern der verschiedenen Kirchen. Ihre Losung war: „Die Menschen mit den neuen Augen sollen nun wieder als kleine Lichter in die alten Verhältnisse zurückkehren!“ Dadurch wurde bei vielen Jugendlichen der Schwung der Aufbruchsbewegung gestoppt.

Die Pfingsttagung 1922 wurde nicht in Sannerz, sondern in Wallroth im Rhöngebirge abgehalten. Es wurden dazu von jener neuen „alten“ Bewegung Redner wie Wilhelm Stählin bestellt. Die Themen zeigten schon die Richtung an: „Fieber und Heil in der Jugendbewegung“, „Sannerz (Phantasie, Utopie) und Habertshof (Wirklichkeit)“. Der Habertshof hatte jetzt die neu eingeschlagene Richtung unter Führung von Emil Blum, einem früheren Schweizer Pfarrer, angenommen. Eberhard hatte auch ein Referat. Er sprach unter anderem von der Beerdigung der Neuwerk-Bewegung, was ihm damals sehr übelgenommen wurde.

Nach dieser Pfingsttagung 1922 kamen weiter viele Gäste zu uns, auch Tagungsbesucher. Es wurde in langen Abenden über die beiden Richtungen innerhalb unseres Kreises diskutiert und so oder so Stellung genommen. Nun war also in unseren eigenen Reihen der Kampf ausgebrochen! Dabei ging die Arbeit im Verlag, im Büro und in der kleinen Landwirtschaft weiter, doch unterbrochen von aufregenden Gesprächen.

Im Sommer 1922 wurde dann unsere ganze Familie für den Monat Juli nach Bilthoven in Holland eingeladen. Kees Boeke hatte uns schon im Frühjahr Geld zum Kauf einer Mühle gegeben, da der Platz in Sannerz für den vergrößerten Kreis nicht mehr ausreichte und es sich auch nicht lohnte, in dem gepachteten Hause mehr Räume ein- oder anzubauen.

Außerdem gehörten zu der sehr romantisch gelegenen Mühle noch schöne Wiesen und besseres Ackerland. Die Sannerzer Bauern hatten uns ihre schlechtesten, steinigsten Äcker verpachtet, einmal, weil wir viele Menschen waren und Steine auflesen konnten, andererseits, weil wir nach ihrer Meinung doch keine Bauern waren und sie ihre besten Äcker selbst benötigten. Dass nun zur Mühle auch besseres Ackerland gehörte, lockte uns sehr, da wir ja durch die Verlagsarbeit nicht alle sechzig Menschen, die wir damals zählten, ernähren konnten. Zu unserem neuen Leben gehörte ja auch das Leben und Arbeiten in der Natur, das ganze Erleben von Saat, Wachstum und Ernte. Aber in den kommenden Monaten zeigte es sich, dass dieses Vorhaben sich nicht verwirklichen würde.

Wie schon gesagt, war unsere Familie einschließlich Else für den Monat Juli nach Bilthoven eingeladen. Da wir durch die Entbehrungsjahre des Krieges und die beiden Anfangsjahre in Sannerz gesundheitlich ziemlich heruntergekommen waren, wurde im Kreis der Hausgemeinschaft beschlossen, dass wir dieser Einladung folgen sollten. Obwohl es in der Hausgemeinschaft damals schon ziemlich brodelte, willigten wir in die Reise ein. Wir vertrauten dem guten Geist, der alle

Schwierigkeiten und Verschiedenheiten überwinden konnte und auch immer wieder überwand. Auch vertrauten wir denen, die schon viel mit uns erkämpft und durchlitten hatten. Wir alle warteten mit großem Enthusiasmus und in Freude auf das neue Reich, das Christus selbst aufrichten wird! Das lebte so stark in uns; man glaubte es auch nicht fern.

In Holland wurden wir mit großer Liebe aufgenommen und gepflegt. In jenem Bruderschaftskreis lebte unter dem starken geistigen Einfluß von Kees und Betty Boeke ein recht lebendiger antimilitaristischer Geist. Jeden Samstag zogen so viele wie möglich vor das Rathaus in Amsterdam, um das Lied Kees Boekes „Nie, nie woll'n wir Waffen tragen!“ in verschiedenen Sprachen zu singen. Holland war ja auch stark in den Kriegsgeist von 1914 mit hineingezogen worden. Am 2. August 1922, als sich der Kriegsausbruch zum achten Male jährte, zog eine ganze Schar von denen, die sich zu Bilthoven rechneten und auch andere Kriegsgegner mit ausgestopften Pferden und Friedensflaggen „Nie wieder Krieg“ durch Amsterdam. Natürlich nahmen wir auch teil und sangen mit „Lang,lang genug hat Christenvolk die Waffen nun getragen“. Auch andere Lieder von Kees Boeken wurden gesungen, in holländischer Sprache. Wenn Militär am Bruderschaftshaus vorbeimarschierte, riß ein jeder die Fenster auf und rief hinaus „Nooit meer Oorlog!“ „Nie wieder Krieg!“

Dieselbe Haltung hatten Kees und Betty Boeke auch dem Geld gegenüber, sie berührten Geld nicht einmal. Wenn sie eine Zollgrenze oder Brücke überschritten, gaben sie statt Geld Eier oder etwas anderes. Auch zahlten sie keinerlei Steuern und

kamen deshalb wieder und wieder ins Gefängnis. Sie glaubten damals, nicht einmal der Polizei folgen zu müssen. So legte sich Kees einmal platt auf die Erde und ließ sich forttragen. Ihre Möbel und anderes Hab und Gut wurden immer wieder versteigert, doch sehr bald hatten ihnen Freunde oder reiche Verwandte wieder eine Wohnung eingerichtet (sie hatten ja auch Kinder). Aber wieder und wieder wurden die Sachen fortgenommen.

Auch in anderer Beziehung war der Kreis sehr „radikal“. Jeder Besucher oder Helfer konnte an den internen Versammlungen teilnehmen, und jede Stimme war gleichwertig. Wie Kees es ausdrückte, trage jeder Mensch ein Licht in sich und könne vom guten Geist aus sprechen und bewegt werden. Auch zu allen praktischen Fragen konnte jeder sprechen. Wir nahmen einige Male an solchen Bruderschaftsversammlungen teil; sie erschienen uns recht chaotisch. Was wir vermißten, und wir sprachen es auch aus, war die Christusgemeinde, in der wirklich eine solche Freiheit möglich ist, dass in diesem Christusgeist jede Stimme zu Worte kommen kann. Jedenfalls machten Kees und Betty einen sehr echten Eindruck auf uns. Sie waren Menschen, die das, was sie erkannt hatten, in die Tat umsetzten. Wir konnten manches von ihnen annehmen und lernen.

Während dieser Zeit kamen Briefe von zu Hause, die über die Lage doch recht beunruhigend klangen. Zunächst einmal war die Geldsituation sehr schwierig, da die Inflation von Tag zu Tag zunahm, also das Geld immer weniger Wert bekam. Man rechnete damals mit Millionen und Billionen.

So wurden auch dem Neuwerk-Verlag eingelegte Gelder plötzlich gekündigt, Gelder, die wir von Freunden, aber auch von einer Genossenschaftsbank erhalten hatten. Wir sollten sie in wenigen Tagen zurückzahlen. Eberhard wurde gebeten, zurückzukehren. Da das Geld unmöglich in Deutschland aufzutreiben war, erschien es uns als eine Fügung, dass wir gerade in Holland waren. Wir hatten die innere Zuversicht, dass das Nötige uns dort gegeben werden würde. Und so schrieb Eberhard an die Hausgemeinschaft, dass er vor dem Zahltag, also in höchstens zwei Wochen zurück sein würde.

Trotzdem steigerte sich zu Hause die Unruhe immer mehr. Das konnte man über die Entfernung und auch durch Briefe wahrnehmen. Bei einem längeren Heidespaziergang bekam Eberhard die Gewißheit, dass er sich nicht aus der inneren Ruhe herausbringen lassen dürfe, sondern dass er, so wie verabredet, die Aufgaben in Holland vollenden sollte. Er werde dann pünktlich zum Termin der Kündigung des Darlehns zurück sein. Da ich mit den Kindern abreisebereit war, so erstaunte es mich zunächst, dass Eberhard bleiben wollte, weil ich die Unruhe zu Hause sehr spürte. Wir überlegten es uns dann mit Else, die als Sekretärin mitgefahren war, und wir alle drei kamen zu demselben Entschluß. Wir fühlten ein starkes Vertrauen, dass Gott Wegweisung und Hilfe geben würde. Unterdessen kamen Briefe an, die von großer Verantwortungslosigkeit sprachen. Hier führe ich aus einem Brief Eberhards an Moni vom Juli 1922 an:

Fasse Mut! Wir dürfen das Kleine nicht mehr sehen. Das Große muß uns so ergreifen, dass es auch das Kleine durchdringt und verändert.

Ich habe wieder Mut und Freude für unser Leben; allerdings in der Gewißheit, dass es großen aber herrlichen Kampf kostet. Der Geist wird siegen über das Fleisch. Der Geist ist der Stärkere. Er überwältigt mich. Dich, einen nach dem anderen. Dieser Geist ist Güte und Unabhängigkeit, Beweglichkeit.

Unser Leben wird nicht enger, sondern weiter werden; nicht umgrenzter, sondern uferloser; nicht angeordneter, sondern flutender, nicht pedantischer, sondern großzügiger, nicht nüchterner sondern enthusiastischer; nicht kleinmütiger, sondern waghalsiger; nicht menschlicher und schlechter, sondern gotterfüllt und immer besser; nicht trauriger, sondern glücklicher, nicht untüchtiger, sondern schöpferischer. Das alles ist Jesus und sein Geist der Freiheit. Er kommt zu uns. Deshalb wollen wir uns über nichts grämen, allen alles vergessen, wie uns alles vergessen werden muß – und strahlend vor Freude in die Zukunft gehen. Bleibet und wartet, bis ihr ausgerüstet werdet mit der Kraft aus der Höhe!

Sehr bald begannen die Briefe von zu Hause von unserer „großen Verantwortungslosigkeit“ zu sprechen. Wir fanden sogar heraus, dass diejenigen, denen während unserer kurzen Urlaubszeit die Verantwortung zu Hause übergeben war, an die Leitung des Bruderschaftshauses Balthoven geschrieben hatten, dass sie etwaige Geldsummen direkt an die Heimatadresse und nicht an uns schicken sollten. Doch hatten sich die Boekes nicht danach gerichtet.

Unsere Abreise aus Holland kam dann schnell. Am Abschiedsabend überreichte uns eine Dame ein Kuvert, das holländische Gulden enthielt. Als Eberhard am nächsten Morgen auf die Bank kam, erhielt er dafür in deutschem Geld genau die an diesem Tage fällige Summe. In diesem Falle hatte sich die Entwertung oder Inflation sehr zum Guten ausgewirkt. Obwohl Eberhard diese Nachricht nach Hause

telefonierte, wurde ihm geantwortet: „Es ist jetzt zu spät, der Verlag hat schon liquidiert!“

Wir fuhren dann nach Hause, verbrachten noch eine Nacht in Frankfurt und reisten am nächsten Tag nach Sannerz weiter. Am Bahnhof Schlüchtern erwarteten uns Suse Hungar, Moni und Trudi. Sie sahen fast versteinert aus und sagten, dass sie uns nichts erzählen dürften. Zu Hause hatten wir einen eiskalten Empfang und Wassersuppe. Für die Kinder hatte man einen kleinen Kuchen gebacken.

Nach dem Abendessen wurden wir zu einer Versammlung eingeladen. Die ganze Hausgemeinschaft saß im Eßsaal, dem größten Zimmer, rundum auf der Erde. Die Fenster standen weit offen. Zur selben Zeit war eine Studentenkonferenz in Schlüchterneinberufen, beider Eberhard den Eröffnungsvortrag halten sollte. Da diese Konferenz hauptsächlich aus dem Grunde in Schlüchtern stattfand, um den jungen Leuten eine Gelegenheit zu geben, Sannerz kennen zu lernen, so strömten natürlich viele herbei, um etwas von der Gemeinschaft zu erleben. Sie saßen auf den Fensterbrettern oder standen vor den Fenstern und schauten von draußen herein.

Innen im Haus schlugen die Wellen immer höher, und der Konflikt, der schon in den letzten Monaten geschwelt hatte, erreichte schließlich seinen Höhepunkt. Auf der einen Seite waren diejenigen von uns, die fühlten, dass wir die alten Wege ganz verlassen und etwas vollkommen Neues aufbauen mußten. Auf der anderen Seite waren diejenigen, die uns den Rat gaben, unseren „Idealismus“ aufzugeben. Weiterhin wurde uns gesagt, dass Glaube und Wirtschaft

niemals zusammengehören, während wir vertreten hatten, dass der Glaube alles, auch die wirtschaftlichen Verhältnisse durchdringen und meistern sollte. Max Wolf hatte dies am deutlichsten in einer Verlagsversammlung einige Tage zuvor ausgedrückt: „Was Eberhard Arnold von uns anderen trennt, ist seine Überzeugung, dass der Glaube alle Verhältnisse durchdringen muß, die finanziellen eingeschlossen“.

Zuletzt wurde gesagt, dass die „offene Tür“ eine große Lüge sei, dass wir auch Versammlungen innerer und äußerer Art hätten, an denen nicht alle teilnehmen könnten. Es stimmte, dass wir diese Versammlungen meist nachts hatten, wenn alle im Bett waren, wo wir uns über die Lage der verschiedenen Gäste und über die Atmosphäre, die sie mitbrachten, aussprachen. Immer wieder mußten wir einen neuen Weg mit den Gästen finden. Auch hatten wir oft Versammlungen, in denen wir uns Kraft für die weitere Strecke holten.

Nun, diese Einleitung war nicht einfach und auch nicht die darauf folgenden Aussprachen. Eine äußerst dunkle, mit Hass gemischte Atmosphäre herrschte im Raum. Als nun Eberhard erklärte, dass wir den Kurs nicht ändern wollten, dass wir aber bescheiden weiter mit ihnen leben wollten, wenn andere die Führung übernehmen wollten, wurde das Maß voll. Einer nach dem andern stand auf und erklärte, dass er die Gemeinschaft verlassen würde. Es müssen ungefähr vierzig gewesen sein. Für uns war das kaum zu fassen, da wir mit vielen von ihnen sehr starke innere Erlebnisse gehabt hatten. Was war nur in den vier Wochen unserer Abwesenheit geschehen? Es war uns einfach unbegreiflich.

Als nun schließlich derjenige, der die Versammlung führte, fragte, wer denn nun eigentlich noch bliebe, waren es gerade noch sieben, die geringste Zahl, die als „Verein“ (als gesetzlicher Körper der Gruppe) noch eine Fortsetzung möglich machte! Wenn es weniger gewesen wären, etwa nur sechs, wäre der Verein von selbst aufgelöst worden, und das Geld für die Mühle, wie auch alles lebende und tote Inventar wäre wohl zur Verteilung unter diejenigen gekommen, die gerade im Haus waren.

Unser Geschäftsführer war damals Kurt Harder, ein früherer Bankbeamter, der auch weggehen wollte. Außer ihm waren im Vorstand Heinrich Schultheiss, der uns auch mit seiner Familie wieder verlassen wollte, dann noch Eberhard und ich. Da bei Geschäftsabschlüssen immer wenigstens zwei unterzeichnen mußten, ging alles ohne Eberhard und mich. Unsere Kühe und anderes Inventar wurden verkauft und als Grund angegeben, dass Städter doch nicht mit ihnen umgehen könnten. Einmachgläser wurden gekauft, damit die Wegziehenden von dem reichlichen Obst und Gemüse soviel als möglich mitnehmen konnten. Das für den Winter aufgestapelte Holz wurde im September bei geöffneten Fenstern in den Öfen verbrannt. Sogar das Geld für die Mühle wurde angegriffen, um davon Mäntel, Hemden und andere Kleidungsstücke zu kaufen. Auch uns wurde vorgeschlagen, dasselbe zu tun. Die Wut steigerte sich ins Unermeßliche, als wir uns weigerten, von dem Geld, das für die Mühle gegeben war, etwas für uns anzunehmen. War es doch so nötig für die Existenzgrundlage der Gemeinschaft!

Da kam es von allen Seiten: Betrug, große Lüge und so weiter. Man wird sich vorstellen können, wie unmöglich diese ganze Lage wurde! Natürlich mußten die Abziehenden nun erst eine Lebensmöglichkeit draußen finden. Heinrich Schultheis suchte mit seiner Familie und einigen anderen eine neue Möglichkeit, in Gemeinschaft zu leben. Er fand sie nach etlicher Zeit in Gelnhausen, in einem früheren Kinderheim. Kein Wunder, wenn diese Gemeinschaft nur wenige Monate anhielt, da nichts anderes sie zusammenhielt als nur der Protest gegen unseren Weg.

Unser kleiner Kreis übernahm jetzt das Kochen für die ganze Gemeinschaft. Meistens kochte ich; da ich aber nicht an die dünnen, grünen Wiesenspinatsuppen gewöhnt war, versuchte ich besser, aber weniger zu kochen. Da meinten die anderen, wir ließen sie verhungern. Eberhard bat mich, sofort mehr zu kochen. Wir machten uns klar, dass jetzt die Stunde gekommen war, nach den Worten Jesu in der Bergpredigt zu handeln – die zweite Meile zu gehen. Also fing ich gleich nach einer Mahlzeit wieder neu an zu kochen!

Die Wochen und Monate wurden wohl für alle, die noch zusammen waren, fast unerträglich. Wir hatten unter anderem auch einige Fürsorgemädchen unter uns, die nicht aus innerem Drang zu uns gekommen waren. Eins der Mädchen war uns zum Beispiel von einer Fürsorgestelle übergeben worden. Eine andere war da, um bei uns die Geburt ihres unehelichen Kindes zu erwarten. Beide versuchten, üble Gerüchte von einem zum anderen zu tragen, und machten dadurch das Leben nicht einfacher. Eine Hilfe wurde uns durch den Besuch von Ernst

Ferdinand Klein zuteil, der mit seiner Frau Lisbeth von Berlin gekommen war, um den Geist von Sannerz mitzuerleben. Er war derselbe Onkel, der im Jahre 1899 Eberhard in sein Pfarrhaus in Lichtenrade bei Berlin eingeladen hatte und der mit zur Umkehr und Bekehrung Eberhards geholfen hatte. Aber was fand er vor? Zunächst stellte sich dieser Onkel auf keine Seite, sondern versuchte in seiner liebenden Art, eine Versöhnung herbeizuführen. Als ihm dies bei der Opposition nicht gelang, klopfte er jeden Morgen an jede Tür des Hauses, um zu einer Andacht einzuladen. Niemand konnte diesem liebevollen Mann widerstehen; jeder kam, und das machte die Lage oft erträglicher.

Obwohl unter den Abziehenden einige sehr liebe, einst für die Sache bewegte Menschen waren, so ging doch von allen ein Geist des Hasses aus. Haß, weil wir auf dem neu erkannten Wege fortfahren wollten und ihn nicht wie die anderen, als einen Lebensversuch betrachteten, zu dem „unsere Generation eben zu schwach, zu menschlich, zu egoistisch ist“. Für uns jedoch war es eine Berufung, der wir treu zu sein hatten.

Hier ist noch die Liquidation des Neuwerk-Verlages zu erwähnen. Ganz offiziell kamen alle Genossen oder Teilhaber zusammen, um den Schlußstrich unter die Verlagsarbeit zu setzen, die nach ihrer Meinung nicht geschäftlich genug aufgezo- gen war. Die Bücher des Verlages wurden aufgeteilt, da die Abziehenden den Neuwerk-Verlag auf dem Habertshof, beziehungsweise in Schlüchtern, fortführen wollten. Sie übernahmen einige der geeignetsten Bücher wie „Junge Saat“, einen Blumhardt-Band, Georg Flemmigs Bücher und andere,

aber vor allem die Zeitschrift „Das Neue Werk“. Wir setzten die Verlagsarbeit unter dem Namen Eberhard Arnold-Verlag mit dem Rest der Bücher fort. Es war ein Freundschaftsakt des nur kurze Zeit danach verstorbenen Otto Herpel, dass er uns seinen Zinzendorf-Band ließ. Er sagte: „Wir achten den Glauben Eberhards, können ihn aber nicht teilen.“ Damit meinte er, dass das Geistliche mit dem Zeitlichen nicht vermischt werden sollte.

Als am Schluß die Verlagsgenossen gefragt wurden, ob nun alle mit der Liquidation einverstanden seien, kam ein einstimmiges „Ja“. Nur Eberhard erhob sich und sagte: „Mit Ausnahme einer Stimme. Ich bin nicht einverstanden. Nehmt das bitte zu Protokoll!“

06: Neuer Anfang

Nach der Krise von 1922 hätten wir sehr gerne noch einige Zeit für uns selbst gehabt, aber wir blieben auch jetzt nicht allein. Eine Menge Neugieriger, viele mit starker Kritik, besuchten uns. Sie wollten nun wissen, wie es in Sannerz weitergehen würde. Früher auf den Konferenzen hatten die Menschen sich für unser neues Leben begeistert; jetzt jedoch, wenn sie hörten, woher wir kamen, zogen sie sich schnell wieder zurück. Aussprüche wie: „Sannerz ist eine einzige Lüge“ oder „Sannerz ist eine Utopie“ lebten noch in manchen Köpfen weiter. Wir konnten mit Worten nichts widerlegen; unsere einzige Antwort war, die Kritiker einzuladen und unser Leben selbst zu sehen, bevor sie es verurteilten. In der Rückschau gleicht es einem Wunder, dass wir trotz allem weitermachen konnten.

Wie werden oft danach gefragt, wie wir in den ersten Jahren zur sozialen Arbeit standen. Nun, das war für uns kein Problem, da wir jeden aufnahmen, der zu uns kam und um Hilfe bat.

So kehrte Friedel, ein ehemaliges Fürsorgemädchen, jetzt, ein Kind erwartend, zurück. Wir hatten sie schon in unserem Privathaushalt in Berlin als Haushilfe aufgenommen. Einmal, während eines Ausgangs, hatte man sie bei Taschendiebereien in einem großen Warenhaus entdeckt, worauf sie im Jugendgefängnis landete. Wir nahmen sie 1920 wieder auf, doch verließ sie uns während der Krisenmonate im Sommer

1922 aufs neue. Leider war es für die Leute in dieser katholischen Gegend, in der wir lebten, ein schwerer Anstoß, dass wir solche ledigen Mütter immer wieder aufnahmen. Das brachte uns keinen guten Ruf ein. Moni war ausgebildete Hebamme, die diese Arbeit tun konnte, und wir alle unterstützten sie. Es war für uns eine Tat der Liebe und Hilfeleistung.

Erwachsen Früchte aus diesen Bemühungen? Es gab eigentlich fast nur Enttäuschungen. Die Mütter verschwanden bald, mit oder ohne Baby, nachdem sie sich bei uns, natürlich unentgeltlich, erholt hatten. Sollte uns das am Werk der Liebe hindern? Diese Frage kam natürlich auf, da unser guter Ruf gefährdet war; doch haben wir das als Versuchung und Feigheit immer wieder zurückgewiesen.

Nicht nur Kinder aus der Not wurden zu uns gebracht, auch viele gebrochene, durch die Jahre nach dem Kriege zerbrochene Menschen kamen zu uns. Karl Keiderling, damals Roland genannt, kam mit einer Jugendgruppe gerade zur rechten Zeit, um uns zu helfen, unsere letzten Kartoffeln aus dem Acker herauszuhacken. Auch half diese Gruppe, Leseholz aus dem Wald zu holen. Wir wären damals gern eine Zeitlang allein geblieben, doch selbst in den Weihnachtstagen erschien Agnes Waldstein mit einer kleinen Mädchengruppe. Wir hatten das Empfinden, dass unsere Gäste uns eher beobachteten, als dass sie etwas mit uns erleben wollten. Das war oft nicht leicht. Trotzdem fanden wir auch in dieser Zeit stille Stunden der Besinnung. Das Lied von Eberhard „Dämmerung flutet“ entsprach so ganz unser aller Empfinden. Etwas später fand unser Erleben besonderen Ausdruck in dem

Gedicht „Ich fange wieder an zu leben!“ Alexander Weichert vertonte das erste Lied, Walther Böhme das zweite.

Auch der Verlag sollte wieder auf die Beine kommen und hieß jetzt „Eberhard Arnold-Verlag“. Wie gesagt, wollten die Abziehenden den schon eingeführten Namen „Neuwerk“ behalten. Außer den beiden erwähnten Büchern behielten wir nur Otto Herpels „Zinzendorf“, die zwei Theaterstücke, die Otto Salomon hereingebracht hatte, „Rasse und Politik“ von Julius Goldstein und den kleinen Legendenband. Tolstojs „Religiöse Briefe“ und Emil Engelhardts Buch „Minne und Liebe“ waren damals erst in der Entstehung.

Da uns Kees Boecke den Rest des für die Mühle geschenkten Geldes überließ, hatten wir nach allen Abzügen für die weggegangene Gruppe wenigstens etwas Geld für die Weiterarbeit. Durch unsere Verbindung mit der baptistischen Jugend übernahmen wir mit ihnen die Zeitschrift „Die Wegwarte“. Neue Beziehungen wurden auch mit dem Hochweg-Verlag in Berlin angeknüpft, und dadurch konnte Eberhards Gedanke einer Quellenbücherei verwirklicht werden.

Es war für uns alle eine große Bereicherung, durch die nun entstehenden Quellenbände an dem Zeugnis anderer Zeiten und Bewegungen teilzunehmen. Beim Kartoffelauslesen im Frühjahr und anderen geeigneten Arbeiten, zum Beispiel beim Musrühren im Keller, wurden Korrekturbogen gelesen, und wirklich nahmen alle daran Anteil. So konnten wir bei der Entstehung des Buches „Die ersten Christen“, einem Band,

den Eberhard selbst zusammenstellte, während des Vorlesens besonders markante und geeignete Stellen mit aussuchen. Einige Autoren der damals entstehenden Bände besuchten uns, um uns an ihren Werken teilnehmen zu lassen. Unter ihnen waren Alexander Beyer, der Autor von „Franz von Assisi“, Karl Justus Obenauer, der Autor von „Novalis“, Hermann Ullrich, der die „Tagebücher Kierkegaards“ herausgab und Alfred Wiesenhütter, der Herausgeber von „Jakob Böhme“. So kamen wir recht in die geschichtlichen Zusammenhänge hinein. Zwei Bücher, die uns in jener Zeit besonders am Herzen lagen, sind leider nie fertig geworden: Eberhards Täuferbuch (über die friedlichen Täufer des sechzehnten Jahrhunderts) und das „George Fox-Buch“, welches Professor Theo Spira uns übertragen hatte.

Da ich mich schon seit meiner frühen Jugend sehr für religiöse Lieder interessierte und auch die meisten Lieder, die wir sangen, ausgesucht hatte, bekam ich den Auftrag, aus dem Herrnhuter Archiv Zinsendorf-Lieder in ihrer ursprünglichen Form herauszusuchen. Sie sollten dem Zinzendorf-Band von Otto Herpel hinzugefügt werden. Diese Arbeit machte mir große Freude, und die mir besonders geeignet erscheinenden Lieder las ich dann auch bei passenden Gelegenheiten vor. Eifrig arbeiteten wir am „Sonnenliederbuch“, unsere erste eigene Liedersammlung, welches uns Freude, aber auch viel Arbeit machte.

Besonders schön waren unsere Fahrten zur Druckerei Stürtz in Würzburg, diesem alten romantischen Städtchen. Während Eberhard und Else die Druckerei aufsuchten,

nahm ich die Zeit zu Besorgungen. Das waren dann immer wunderbare Stunden im Cafe Zeißner, wenn wir zusammen unsere Korrekturen lasen!

Das Leben ging weiter. Die Schule und die Kinderarbeit wurden mehr und mehr aufgebaut. Unsere älteren Kinder – Emy-Margret, Hardy und Heinrich waren von den Ereignissen der vorherigen Jahre nicht unberührt geblieben, und sie brauchten jetzt besonders unsere Liebe und Zuwendung. Sie hatten miterlebt, wie der Geist des Hasses unser Haus erschütterte, und sie wußten auch, wie ihr Vater persönlich verleumdet und angegriffen wurde.

Natürlich beschränkte die Kindererziehung sich nicht auf die Schularbeit. Wie herrlich waren im Sommer unsere Blaubeerfahrten! Da blieben wir tagelang mit den Kindern fort, um die von Gott geschenkte Ernte einzuholen. Zu gleicher Zeit hatten wir meist ein Spiel eingeübt, zum Beispiel ein Märchenspiel, wie „Das Wasser des Lebens“, welches wir unter der alten Dorflinde in Altengronau mit den Kindern spielten. Oder wir sangen mit Geigen und Klampfenbegleitung unsere schönen Volkslieder und wurden dann von den Bauern mit Brot, Wurst und Eiern bewirtet. Unser Wagen kam dann einige Tage später, um die Ernte abzuholen, „die Gott uns schenkte, ohne dass wir gesät hatten“, diese Ernte, die oft mehr als einen Zentner betrug, war auch der Mühe wert. Und dann die Freude, an der besonders die Kinder teilhatten! Die Gemeinschaft untereinander, das Naturerleben den ganzen Tag lang im Walde, das Schlafen in den Scheunen, die

Bekannntschaft mit den Bauern der Umgebung, das Spiel und das Singen, all dies bedeutete große Freude.

Überhaupt hatten wir jetzt alle mehr Zeit für die Kinder. Es waren nun fünfzehn oder mehr mit unseren eigenen fünf. In jenem Jahr entstand auch der „Sonnentrupp“. Der erste wurde von Heini, Sophie, (später Löber) und Luise (später Sumner) ins Leben gerufen. Diese drei fühlten einen starken Drang, etwas von ihrem inneren Erleben, von ihrem Christusglauben und ihren Gemeinschaftserlebnissen an andere Kinder, die im Dorf wohnten, heranzutragen. Wenn sie diesen Drang fühlten, einfach hinauszugehen, war es oft nicht leicht, sie zurückzuhalten, um sie erst älter und reifer werden zu lassen. Diese Kinder waren damals etwa zehn, elf und zwölf Jahre alt. Eberhard hatte wohl das meiste Verständnis für ihren kindlichen Enthusiasmus, der sie die Dinge, die ihr Herz erfüllten, oft über ihre Schularbeiten und kleinen Pflichten stellen ließ. Ich wurde sehr an die Kindererweckung zu Zinzendorfs Zeiten erinnert.

Beinahe alle Kinder dieser Altersgruppe schlossen sich dem Sonnentrupp an. Sie hatten eine eigene rote Fahne, mit der sie zu ihren Kinderversammlungen auf eine stille Wiese oder in den Wald zogen. Hier sprachen sie sich aus, sangen zusammen, lasen aus der Bibel oder hörten eine Legende; ich glaube, sie lasen auch aus Eckehart, den Heini besonders liebte. Sie hatten ihr eigenes Feuer und ihre eigenen Lieder. Sie zogen es vor, nicht belauscht zu werden, wohl aber luden sie diesen oder jenen zu ihren Versammlungen ein. Damals

entstand das Lied, in dem Heini ihre kindliche Erfahrung in Worte brachte:

Wir wollen ein Feuer anzünden
 Voll Lust und großer Freud,
 Wollen ein Liedlein singen,
 Das unser Herz erfreut,
 Feuer soll lodern Christus-wärts,
 Allen soll's bringen ein neues Herz.
 Soll leuchten hell und weit.

Emy-Margrets Gedicht, das sie vor der großen Krise 1922 schrieb, wurde auch sehr geliebt und viel gesungen:

Wenn meine Brüder zum Kampf sich rüsten,
 Und es lodert in den Brüsten,
 Zieh'n sie an Stadt und Land vorbei
 Mit hellem Mut und Siegesgeschrei.

Sie wandern mit dem heil'gen Triebe,
 Zu säen heil'ge Bruderliebe,
 Sie kämpfen gegen Kampf und Streit
 Und gegen alle Sündenheit.

Sie wandern mit gar frohen Herzen,
 Mit lauter hellen Sonnenherzen,
 Und Jesus Christus geht voran
 Und Ihm läuft nach, was laufen kann!

Dieses Gedicht wurde noch mitten im Vorkampf des Jahres 1922 von Marcell Woitzschach vertont. Er war ein recht von der Welt angekränkelter Mann, der durch das Bruderschaftsleben angezogen war und dann leider auch, enttäuscht durch die Erlebnisse des Jahres 1922, mit hinweggeschwemmt wurde.

Er war Kaffeehausmusiker; leider haben wir nichts mehr von ihm gehört.

Mit der Schule ging es auch in dieser Zeit gut voran. Hier arbeitete seit 1921 außer Trudi unsere alte Suse Hungar. Ludwig Wedel stellte sich auch eine Zeitlang zur Verfügung. Er war stark von der östlichen Mystik beeindruckt. Nachdem er uns verlassen hatte, fuhr er nach Indien und lebte dort einige Jahre in einem Ashram. Auch Anneliese Dietrich, eine Bremerin aus dem Kreise von Lene Thimme, half uns einige Jahre in der Schule.

Im Jahre 1923 besuchte uns Georg Barth zum ersten Mal. Er half uns meistens im Hort bei den Jungen. Als ausgebildeter Werklehrer war er eine Zeitlang in einem Heim für schwererziehbare Jungen tätig gewesen. Er gehörte zu den Mystikern der jugendbewegten Zeit, und sein Besuch war eine rechte Bereicherung für unseren damals noch sehr kleinen Kreis. Er stand der Kögenger Jugend nahe, die stark von Wilhelm Hauer beeinflusst war, der auf der Pfingsttagung 1921 bei uns einen Vortrag gehalten hatte. Georg kam im Jahre 1925 zurück und blieb.

Das Jahr 1924 brachte ein besonderes Ereignis. Zum ersten Male seit 1922 schloß sich uns eine Familie an. Adolf Braun, (starb im Oktober 1948 in Primavera, Paraguay) der schon einigemal während kleiner Tagungen unter uns gewesen war, hatte sich entschlossen, mit seiner Frau Martha und ihren zwei kleinen Mädchen, der vierjährigen Gertrud und der ein halbes Jahr alten Elfriede, zu uns aufzubrechen. Adolf hatte während seiner Militärzeit im Ersten Weltkrieg in einem Lazarett in

Konstantinopel die erste Auflage des „Innenland“ gelesen und war dadurch zuerst auf uns aufmerksam geworden. Noch während ihrer Reise zu uns wurde ihnen auf dem Bahnhof in Kassel von „Freunden“ aus dem Jahre 1922 sehr abgeraten, diesen Schritt zu tun. Doch sie kamen mit vollem Vertrauen. Er hatte sein Häuschen in Nordhausen verkauft, und die Familie kam mit einem riesigen Möbelwagen an. Sie waren vollständig bereit, mit uns in schlichtester Einfachheit und Armut zu leben, vor allem Adolf, der uns schon vorher besucht hatte.

Wir fuhren ihm also mit einem schön geschmückten Ackerwagen voller Erwartung entgegen. Die Jugendlichen und die größeren Kinder trugen Fackeln. Dies war für uns alle ein ganz besonderer Tag. Endlich wieder eine Familie, die es mit ihren Kindern wagen wollte! Unsere Begeisterung war groß. Aus demselben Kreis kamen noch Rose Meyer, (später Kaiser) und einige Wochen später Lottchen (Lotte Henze).

In Sannerz angekommen erzählten uns die Brauns, dass auf ihrem Weg hierher auf der Bahnstation in Kassel, „Freunde“, die uns 1922 verlassen hatten, versuchten, sie an ihrem Kommen zu hindern. Das machte uns noch umso dankbarer dafür, sie jetzt unter uns zu haben.

Adolf lebte sich gut bei uns ein. Die Armut fiel ihm nicht schwer. Von seinen Möbeln wollte er nur das Geringste haben. Er meinte, einige einfache Stühle, eine einfache Kiste als Tisch, wären genug. Martha war zuerst etwas bürgerlicher. Wir wollten in jeder Beziehung das Einfachste. Das war der Zug der damaligen Jugendbewegung.

In Zeiten schwerer finanzieller Krisen ging Adolf oft mutig voran. Es gelang ihm, Wechsel zu verlängern und Zahlungen aufzuschieben, wobei er manchmal Tage und Nächte fortbleiben mußte. Oft war Adolf eine große Hilfe, und er wurde bald in den Vorstand des Neuwerk-Verein e.V. hineingewählt.

Eberhard und ich, Trudi und Else (Tata) und jetzt Adolf waren im Vorstand des Eberhard Arnold-Verlages. Besonders liebten wir es, alle fünf zusammen ein- oder zweimal im Jahr zum Unterschreiben von Papieren oder auch zum Einkaufen nach Schlüchtern zu fahren, später ging es nach Fulda, nachdem wir 1926 den größten Teil des Sparhofes, den Hansehof für den Rhönbruderhof gekauft hatten. Es war dann immer sehr gemütlich im Café Hesse oder in dem billigen Restaurant Ballmeyer neben dem Kerzenladen Beate. Unvergesslich waren diese Stunden, oft direkt nach Erledigung schwierigster finanzieller Fragen.

Geld war jedoch nicht unsere Hauptsorge, besonders im Licht der inneren Kämpfe, die wir nach 1922 erlebten. Durch Krieg und Revolution waren finstere Mächte auf den Plan gerufen worden. So kamen damals manche sehr gequälte Menschen zu uns, deren Kampf um den guten, Heiligen Geist immer stärker wurde und zum Höhepunkt kam, je kräftiger und lebendiger der gute Geist unter uns wirkte. Manchen wurde in stillerer Weise eine Befreiung von diesen Mächten gegeben. Für zwei Menschen, die durch unreine und böse Geister gequält und geknechtet waren, haben Eberhard, ich und andere in besonderer Weise mitgekämpft. Diese Zeiten

sind für uns alle unvergeßlich. Da hatte man es nicht nur mit Fleisch und Blut zu tun, sondern man kam mit hinein in den Kampf der Atmosphären, in den Kampf der Geister. Man sah, spürte und erlebte etwas von der Realität dieser Geister. Wie Paulus einmal sagt, „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewalten, die in der Luft herrschen.“

Diese Wirklichkeiten konnten wir durch einige dieser so schwer belasteten Menschen zu spüren bekommen. Oswald aus Weißenfels bei Naumburg war uns zu einem besonderen Anliegen geworden. Ein großer, kräftiger Mann, wenig bekleidet, mit einer Mädchenfrisur und einer rosa Haarschleife – so erschien er plötzlich bei uns. Das fiel in jener Zeit nicht so sehr auf; aber als er sich dann plötzlich beim gemeinsamen Mittagessen splitternackt auszog und mit zynischer Miene sagte „Dem Reinen ist alles rein!“ da merkten wir, dass wir es hier mit mehr als mit Überspanntheit zu tun hatten. Natürlich wurde ihm sein Betragen verwehrt, und er wurde sofort hinausgeschickt.

Als wir ihn dann später in die Bruderschaft riefen, merkten wir bald, dass er ein ganz armer und gequälter, von unreinen Geistern besessener Mensch war. Eberhard fragte ihn, ob er von diesen Geistern befreit werden möchte. Er antwortete mit einem teuflischen Grinsen: „Das könnt ihr ja gar nicht“. Eberhard: „Aber die Gemeinde kann es tun“. Da lief er schreiend hinaus: „Davor fürchte ich mich, das hängt mit Tod und Teufel zusammen. Das bedeutet für mich sterben.“ Und er lief, so schnell er konnte davon, so dass ihn niemand

einholen konnte. Von da an haben wir nichts mehr von ihm gehört.

Einen anderen noch viel intensiveren Kampf hatten wir mit Lottchen, einem sechzehnjährigen Mädchen. Schon als sie zu uns kam, hatte sie einen ganz merkwürdigen Gesichtsausdruck. Man merkte sofort, dass irgend etwas Ungewöhnliches mit ihr kam. Von Anfang an war sie für unser inneres Leben recht aufgeschlossen; auch erzählte sie mehr und mehr von ihrer Kindheit und den schwierigen Verhältnissen ihrer Vergangenheit.

Es gab Stunden, wo dieses Mädchen sehr innerliche, tiefe Fragen stellte, die weit über ihr Alter hinausgingen. Aber dann kamen aus demselben Mund auch ganz andere, böse und gehässige Worte. Eberhard beschäftigte sich besonders viel mit ihr und ihrer Not. Sie half mir bei der Arbeit, da es oft schwierig war, sie irgendwie und mit irgendwem einzusetzen.

Der ganze kleine Kreis empfand es als Hilfe, dass sich Lotte eines Tages zur Taufe meldete. Es wurde eine kleine Taufgruppe gebildet. Außer Lotte gehörte zu dieser Gruppe unser Sohn Heinrich, sowie Karl Keiderling, der gerade von einem Aufenthalt in Sachsen zurückgekehrt war. Als nach einer längeren Taufvorbereitungszeit über diese drei Betreffenden in der Bruderschaft gesprochen wurde, empfanden alle, dass für jeden von ihnen der Zeitpunkt noch zu verfrüht war. Alle sollten noch warten. Besonders Lotte kam durch diese ernste Vorbereitungszeit in einen großen inneren Kampf.

Hier will ich Eberhard über diesen Kampf um Lotte sprechen lassen. Er schrieb im April 1926 an eine Gruppe christlicher Verleger:

Brüder und Freunde!

.... Zwei schwere Kampfaufgaben haben wir diesen Winter zu bewältigen gehabt. Die eine war wirtschaftlicher Natur. Es handelte sich um die Existenz unseres gemeinsamen Lebens in dieser schweren Zeit. Schon dieser zähe Kampf auf allen Gebieten unserer Arbeit hätte unsere Kräfte aufbrauchen können.

Aber die andere Kampfaufgabe war noch wesentlich schwerer und schicksalhafter. Ich kann Euch nur in großen Zügen auf das Entscheidende dieser Krise hinweisen, da die Einzelheiten nicht ausgebreitet werden können. Wir standen in einem uns bisher unerhörten Geisteskampf mit dunklen Mächten, die eine uns vorher unbekannte Gewalt entwickelten. Schon früher haben wir in unserm Sannerzer Leben die Dämonie der heutigen Zeit und die Macht der Dämonen über die heutigen Menschen kennengelernt. Aber noch niemals ist sie uns so erschreckend entgegengetreten wie in diesem Winter. Hier gab es keine Möglichkeit auszuweichen oder aufzuschieben. Wir mußten Tag und Nacht auf dem Platz sein, bis nach wochenlangem Ringen die Hauptgewalt der feindlichen Macht gebrochen war.

Unserer kleinen Lebensgemeinschaft war es eine wesentliche Hilfe, dass wir von den ersten Christen der ersten Jahrhunderte her die Kraft der Dämonenüberwindung aufleuchten sahen. Auch der Sieg, der Johann Christoph Blumhardt 1843 nach seinem Kampf gegen dämonische Mächte in Möttlingen gegen wurde, war eine große Ermutigung für uns. Die finsternen Erscheinungen und erschreckenden Lästerungen, das Toben und Rasen, der Besitzanspruch des Bösen auf den gequälten Menschen, der Angriff gegen den Glauben und gegen die Gläubigen – das alles kann nicht anders gebrochen werden als durch den Namen Jesu Christi, durch das Bezeugen seiner Geschichte von der Jungfrauengeburt über seine Worte und Taten bis zu seinem Kreuz und Auferstehen.

Nur durch die Kraft, die Vollmacht des Heiligen Geistes können diese Mächte besiegt werden. Menschen können hier nichts tun. Die Gemeinde, vertreten durch eine noch so kleine Schar hingebener Glaubender, ist allein befugt und bevollmächtigt, diesen Geistern zu gebieten. Demgegenüber aber gerät die dämonische Macht in Angst und Furcht. Der von ihr in Besitz genommene Mensch drückt diesen Schrecken in körperlichen Zusammenbrüchen, in Flucht und Verstecken aus. Nun gilt es durchzuhalten, an Christus zu glauben und durch ihn die böse Macht ganz zu vertreiben, bis der von ihr in Besitz genommene Mensch befreit ist und nun selbst Christus rufen kann.

Als wir diesen Sieg Gottes erlebt hatten – es war die denkwürdigste Sylvesternacht – waren einige von uns zu einem Glaubenserlebnis Gottes und zu einem Bewußtsein der menschlichen Kleinheit gekommen, wie sie es vorher nicht gekannt hatten. Es wurde uns klarer als je, dass es sich zunächst nicht um einen einzelnen kleinen Menschen und seine Seligkeit, sondern vielmehr um den Machtkampf zweier Geistesgewalten handelt, um den Zusammenstoß zwischen Gott und Satan, zwischen der allein guten Kraft des Heiligen Geistes und der bösen Gewalt der Dämonen. Gewisser als je ist es uns geworden, dass das Reich Gottes nur in Kraft besteht.

Wir waren nach diesen sich durch Wochen hinziehenden Kämpfen, die oft auch die Nacht in Anspruch nahmen, recht müde geworden. Das beinahe noch Schwerere war das nun folgende Vierteljahr, weil die Führung jenes bis dahin so unsagbar gequälten Menschen zum biblischen Glauben, zur Gläubigkeit der Gemeinde, trotz jener Ereignisse noch nicht geklärt war. Wir hatten nun in unserem eigenen Kreise, der in den großen Kampftagen so tapfer durchgehalten hatte, mit Zweifeln und Bedenken zu kämpfen, besonders weil bei dem betreffenden uns nun so stark anvertrautem Menschen Rückfälle eintraten. So wurde leider der Blick allzusehr auf den Menschen gerichtet und von der großen Liebe in peinlichem Grad abgelenkt.

In dieser Lage galt es nun, dass unsere kleine Hausgemeinde sich in stillen Stunden im biblischen Glauben stärkt, dass Christus uns reinigt und ausrüstet, wie er es will.... Hier stehen wir mitten im

Ringen und Werden, gleichsam vor dem Anfang einer neuen Zeit.

Euch bitten wir nun von Herzen, mit uns in dieser Lage und Aufgabe Geduld zu haben, und vor allem uns weiter zu tragen mit Eurer tatkräftigen Hilfe und mit Eurem Rufen zu Gott, dass er überall in seiner Gemeinde den Entscheidungskampf anfacht und zum Siege führt.

Euer Bruder Eberhard

P.S. Dass das Vertrauen unserer Freundschaft strengste Vertraulichkeit dieser Mitteilung bedingt, wird Euch allen eindrücklich sein. Ist es doch nur dieser vertrauende Freundschaft und Euer tausendfach berechtigtes Warten auf den Rundbrief, was mich zu dem Heraustreten genötigt hat. Und müssen doch solche Dinge so still und schweigend wie möglich aufgenommen werden.

Wir sind in jenen sehr intensiven Tagen im Kampf gegen diese dunklen Mächte immer wieder an den Kampf Blumhardts erinnert worden. Wir hatten gehofft, dass ebenso wie Gottliebin in Blumhardts Leben auch Lotte in unserm Leben eine Mitarbeiterin werden könnte. Aber das wurde nicht gegeben. Sie war dann noch ein Jahr bei uns. Solche Kämpfe haben nicht mehr stattgefunden, und sie versuchte wohl auch, mit uns zusammen zu leben. Sie kam von Zeit zu Zeit wieder, einmal mit einem Kind. Später, in der Nazizeit, erschien sie wieder mit dem Kind. Sie wurde von der Gestapo verfolgt, weil sie auf Seiten der Kommunisten für das Proletariat kämpfte. Dann kam sie ins Konzentrationslager. Wir haben nichts mehr von ihr gehört.

07: Der Rhönbruderhof

Bald traten andere Ereignisse in unser Leben, die uns völlig in Anspruch nahmen. Menschen kamen und gingen. Die Tür war offen zum Herein- und Herausgehen. Merkwürdige Gestalten wollten bei uns unterkommen. Eine junge Frau war ihrem Mann ausgerückt und suchte bei uns Zuflucht. Ein von der Polizei gesuchter junger Mann verschwand plötzlich während des gemeinsamen Essens hinter dem Kleiderschrank, als er vom Fenster aus die Polizei kommen sah. Ein junges Mädchen kam von Berlin angereist, weil ihr Vater, ein Arzt, einer Liebesgeschichte ein Ende gemacht hatte. So gab es mancherlei Gründe, nicht immer die tiefsten, durch die Menschen nach Sannerz gezogen wurden.

Gerade in diesen Jahren zwischen 1925–1928, zur rechten Zeit, kamen junge Männer in unser Haus, die alle am Aufbau mithelfen wollten. Es waren Alfred, Arno, Hans, Fritz und Kurt, die standgehalten haben und eine gute Hilfe wurden. Andere halfen eine Zeitlang mit, wurden aber müde von den Entbehrungen dieses Lebens. So mancher „Bruder von der Landstraße“ hielt auch bei uns Einkehr. Ja, es gehörte zu den Nachwirkungen des Krieges und der Revolution, dass viele keine Arbeit fanden und auf der Straße landeten.

Durch solche Zustände wuchs die Unzufriedenheit im Volke noch mehr, zumal auch der Zugang zu Lebensmitteln noch sehr erschwert war. Wie so oft hatten wir auch in jener Zeit besonders gegen den Dämon Mammon zu kämpfen!

Es galt wirklich immer wieder, diesen Kampf aufzunehmen, einen Kampf, für den wir alle Widerstandskraft brauchen.

Wir waren nun nahezu fünfzig Menschen, und wir mußten einen neuen Platz suchen, hatten aber kein Geld. Trotz alledem gingen wir daran, etwas Geeignetes zu suchen. Wir wurden schließlich auf den Sparhof aufmerksam gemacht, einen großen Bauernhof in einer sehr ärmlichen Gegend der Rhön. Hier hausten die ärmsten Bauern, die in der Umgebung keinen guten Ruf hatten. Das schreckte uns nicht ab, war doch damals die Zeit des großen Wanderns, und wir suchten ja die Armen. Jemand sagte damals zu uns: „Also, ihr wollt dahin gehen, wo die Füchse sich gute Nacht sagen!“

Der Sparhof bestand zu der Zeit aus sieben Einzelgehöften, von denen das größte, der Hansehof gerade leer stand. Die Besitzer hatten durch Schulden oder Tod häufig gewechselt. Die Gebäude waren arm und verfallen und die Ackerwirtschaft vernachlässigt, eine hinzukommende Schwierigkeit war unter anderem das Wohnrecht eines Auszüglerhepaares. Trotzdem war hier der einzige unter den damals angebotenen Plätzen, der uns Möglichkeiten zu bieten schien, und der Preis von 26.000 Mark schien angemessen.

Dass der Platz nur etliche Kilometer von Sannerz entfernt war, sprach dafür, auch die dadurch erleichterten Umstände bei einem Umzug. Aber woher sollten wir die Anzahlungssumme von 10.000 Mark nehmen, woher das Geld zum Ausbau und Umbau des unbewohnbaren Haupthauses? Der Gedanke, diesen Hof mit etwa fünfundsiebzig Hektar Land in einem heruntergekommenen Zustand zu übernehmen, machte

uns keine Sorge. Wir fühlten uns jung und es machte uns Freude, einen solchen Platz aufzubauen, ihn zu einem „Denkmal“ gemeinsamen Lebens herzustellen, wie Eberhard es ausdrückte. Ja, dieser Anfang reizte uns. Wir faßten also in der Bruderschaft den Beschluß, es im Glauben zu wagen und den Hof zu kaufen.

Im Herbst 1926 wurden Eberhard und ich geschickt, um die weiteren Schritte zu unternehmen. Nachdem wir mit den Eigentümern und ihren Erben gesprochen hatten, fuhren wir nach Fulda, um, wenn möglich, zu einem notariellen Abschluß zu kommen. Else und ich saßen im Café Hesse und warteten auf Eberhard. Er kam, um uns für die nötige Unterschrift zu holen. Ich sagte, dass ich nicht geglaubt hätte, wir müßten schon am selben Tage unterschreiben, da ja bereits zehn Tage später die Anzahlungssumme von 10.000 Mark fällig wäre. Darauf antwortete Eberhard ganz selbstverständlich: „Aber es ist doch ein Glaubensschritt!“ Wir gingen dann zusammen zum Unterschreiben.

Wohl hatten wir einigen Freunden die Notwendigkeit, einen neuen Platz zu kaufen, mitgeteilt. Aber wir konnten uns niemanden vorstellen, der in der Lage wäre, uns zehntausend Mark dafür zu geben. Doch ein oder zwei Tage, bevor die Kaufsumme fällig war, hatten wir durch unsern Freund, den Fürsten Schönburg-Waldenburg, die 10.000 Mark in unserer Hand. Was war das für ein Jubel und Dank in der ganzen Gemeinschaft! Alle wurden zusammengerufen, und es erscholl ein Danklied nach dem anderen.

Nun mußte vieles in Angriff genommen werden. Während Dinge, wie die Auffassung und andere Formalitäten, noch geordnet werden mußten, besprachen wir in der Bruderschaft die ersten nötigen praktischen Schritte. Zunächst mußte die Ernte, vor allem die Kartoffelernte, bewältigt werden. Das sollten in erster Line die Kinder mit ihren Lehrern tun. Wir brauchten ja auch die Kartoffeln so nötig als Grundlage unserer Ernährung, denn Geld hatten wir nicht. Dann sollte ein Bautrupp zusammengestellt werden. Das geschah unter Führung Georg Barths, dessen Ausbildung auch mit Bauzeichnungen zu tun gehabt hatte. Die Landwirtschaft, einschließlich des Pflügens sollte Adolf Braun in die Hand nehmen, später Arno Martin, der im Dezember zu uns kam. Adolf und Martha Braun wurden gebeten, den neuen Hof, den Rhönbruderhof, als Hauseltern für den Anfang zu übernehmen. Zu ihrer Hilfe wurde Gertrud Ziebarth (später Dyroff) gesandt. Gertrud hatte sich uns einige Zeit zuvor angeschlossen und diente der Gemeinschaft in Treue bis zu ihrem Lebensende. (Sie starb im Jahre 1939 auf dem Cotswold-Bruderhof in England nach der Geburt ihres dritten Sohnes Bernhard).

Zuerst fuhren die Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren mit ihren Lehrern hinauf, um die Kartoffelernte hereinzubringen. Es war bereits November geworden, und der kalte Nordwind pfiff einem um die Ohren. Trotz des nebligen und kalten Wetters tat Eile not, bevor der richtige Frost hereinbrach. Für die, die den ganzen Tag auf dem Acker standen, wurden heiße Getränke bereitet, und zwar von Martha, Moni und

mir, die wir mit den Kindern heraufgefahren waren. Wenn die Kinder zu kalte Hände und Füße bekamen, unterbrachen wir die Arbeit und machten einen Kreistanz mit ihnen. Es war ein freudiger, aber harter Anfang, den wir mit den Kindern zusammen erlebten. Für die Nacht wurde eins der Zimmer mit einem Strohlager für die Kinder und Erwachsenen eingerichtet. Da noch kein richtiger Schornstein vorhanden war, wurde ein Kanonenöfchen aufgestellt und das Ofenrohr durch ein Fensterloch gesteckt. So konnte die Stube doch etwas warm werden.

Zur selben Zeit wurden die Felder für den nächsten Frühling und Sommer gepflügt. Auch die Landwirtschaftsgeräte waren in keinem guten Zustand und mußten erst in Ordnung gebracht werden. Dafür war Fritz Kleiner, der Schmied, gerade der rechte Mann. (Fritz Kleiner starb im Dezember 1947 in Primavera, Paraguay).

Den Bautrupp hatte Georg Barth mit jungen Freunden aus der Jugend- und Arbeiterbewegung übernommen. Bauen war auch kein leichtes Unterfangen, denn Geld war nicht vorhanden und natürlich auch keinerlei Baumaterial. So wurden Bäume im Wald geschlagen. Da das grüne Holz nicht zum Bau verwendet werden konnte, mußte es in Veitsteinbach, dem nächsten Dorf gegen trockene Bretter eingetauscht werden. Lehm für Trockenziegel, die wir selbst herstellten, mußten wir von Mittelkalbach heraufholen, was eine mehr als eine Stunde lange Fahrt hinunter und eine dem entsprechend längere herauf bedeutete. Alle Fahrten mußten von unsern alten Gäulen geleistet werden, die wir mit

dem Hof gekauft hatten. Am Tage mußten sie pflügen oder Umzüge von Sannerz herauf machen; während der Nacht mußten sie dann Fuhren mit Baumaterial herbeischleppen. Kein Wunder, dass sehr bald das eine Pferd kreperte und das andere so schwach wurde, dass es oft einfach stehenblieb und nicht weiterlaufen wollte.

Auch unsere leichten Pferde, die jungen Trakehner, die wir etwas später kauften, wurden sehr überanstrengt. Sie waren besonders für die Beförderung von Menschen oder für die Sendungsarbeit in den umliegenden Dörfern gedacht. Für diesen Zweck hatten wir ein kleines Kütschchen, das für Bücher- und Schriftenvertreibung benutzt wurde. Es war eine vorläufige Einrichtung, später sollte ein Wohnwagen dazu dienen. Die Trakehner wurden auch für die Fahrten zu den verschiedenen Bahnhöfen benutzt, nach Sterbfritz, das etwa anderthalb Stunden oder nach Neuhof, das noch etwas weiter entfernt war. Wir fuhren sogar öfter mit dem Kütschchen nach dem etwa dreißig Kilometer entfernten Fulda, wenn wir kein Geld für Fahrkarten hatten. Erst durch den Verkauf von unsern Büchern und Schriften oder unseren kleinen kunstgewerblichen Gegenständen wie Leuchtern, aus Galatith gesägten kleinen Krippen und Buchzeichen, konnten wir etwas Geld verdienen.

Ich erinnere mich noch an eine solche Fahrt kurz vor Weihnachten in unserem offenen Kütschchen. Else war der Kutscher. Wir hatten beide nur so viel Geld mitbekommen, dass wir uns zur Erwärmung eine Tasse Kaffee unterwegs leisten konnten. Aber leider streikte unser Pferdchen, unsere Freia,

und blieb auf halbem Wege liegen. Trotz guten Zuredens und Peitschenknallens stand das Pferd nicht mehr auf. Nur nachdem wir ihm unsern Kaffee eingeflößt hatten, erhob es sich gnädig wieder und fuhr uns die noch restlichen achtzehn Kilometer nach Fulda. Ja, aller Anfang ist nicht leicht! Trotzdem wurde uns immer wieder Mut gegeben, und mit Humor konnte vieles getragen werden.

Es war kein Wunder, dass auch unsern jungen Leuten vom Bautrupp oft die Puste ausging, da es mit der Versorgung sehr ärmlich bestellt war. Alles war eigentlich knapp: Fleisch gab es nur selten, die Mengen von Brot, Fett und Zucker waren ungenügend. Am besten versorgt waren wir mit Kartoffeln, die aber durch das späte Ernten angefroren und süß schmeckten. Dann gab es noch sehr altes Kuhfleisch und gegorenes Sauerkraut, woran man sich satt essen konnte. Aber das Fett fehlte. Doch waren natürlich die Menschen, die dort in der Kälte hart arbeiten mußten, besonders hungrig. Zuweilen wurde auch ein „Dachhase“ von ihnen geschlachtet, da sie einfach hungrig waren.

Eberhard und ich verbrachten jede Woche zwei bis drei Tage auf dem neuen Hof; für die Fahrt hinauf benutzten wir einen Schlitten. Einige Male konnten wir wegen Schnee und Nebel den Weg nicht finden. Wir fuhren auf der Hochebene immer im Kreis herum, bis schließlich einer der Bauleiter oder ein Feldarbeiter unser Rufen hörte. In dem tiefen Schnee hatten wir unseren Weg verloren. Am schlimmsten wurde es bei Dunkelheit, dann sah man tatsächlich nichts mehr.

Es gab für uns in vielerlei Weise zu helfen. Manche innere Aussprache war nötig, um zu ermutigen und Streit zu schlichten, auch um einem Unverständnis unserer schweren Lage entgegenzutreten. Lustige Lieder halfen uns zuweilen, die oft verständlichen Schwierigkeiten zu überwinden. „Menschheitseiszeit,“ „Durch das Tor der neuen Zeit“ und einige sozialistische Lieder wurden viel angestimmt:

Uns bindet die Liebe, uns bindet die Not,
Zu kämpfen für Freiheit und Brot.

Ja, der Idealismus dieser jungen Mitarbeiter war groß. Doch er reichte nicht immer aus, alle Schwierigkeiten zu überwinden. So verließen uns einige, nicht nur wegen der äußeren Notlage, sondern auch wegen der starken inneren Forderungen, die durch den Radikalismus der Jesusnachfolge schließlich an uns alle ergingen: „Wer nicht allem absagt, kann nicht mein Jünger sein.“

Indessen ging es in Sannerz mit Schule und Kinderarbeit immer weiter. Zu Weihnachten übten die Kinder ein Krippenspiel ein. Der Verlag führte natürlich seine Arbeit weiter, und auch soviel es möglich war, die Aussendung. In der letzten Dezemberwoche hatten wir noch in Sannerz eine Freideutsche Tagung, und eines Tages wanderten wir alle zum Rhönbruderhof hinauf und hielten unsere Versammlungen dort.

Aber leicht war diese Trennung in zwei Gruppen nicht. Es entstanden auch immer wieder Mißverständnisse zwischen beiden Gruppen, die dann durch persönliche Aussprachen und gemeinsames Erleben wieder gelöst werden konnten.

Es ist einfach ein Geheimnis, dieses gemeinsame Leben und Zusammenarbeiten.

Wir waren dann froh, als es im Sommer 1927 endlich soweit war, dass wir mit Verlag und Kindern (zu dem Zeitpunkt waren es etwa fünfzehn) umziehen konnten, um uns auf dem Rhönbruderhof alle zu vereinigen. Das war ein froher Tag, unser Auszug aus Sannerz! Mit allen möglichen Wagen fuhren wir hinauf, die Kinder zuerst. Zwar mußten noch einige Kinder mit Georg zusammen den nach Gundhelm liegenden Heuschober beziehen; es gab immer noch nicht genügend Wohnungsmöglichkeiten. Aber was tat das? Es war ja Sommer, und wir lebten gern so viel wie möglich draußen mit der Natur.

Auch der Verlag zog um, nachdem wir in Sannerz noch sehr froh die Verlobung von Georg Barth und Monika von Hollander gefeiert hatten. Die erste Verlobung in der Gemeinschaft! Besonders die jungen Leute feierten sie mit viel Humor und Jux. Am nächsten Morgen sah man alle Türen und Fenster mit roten Herzen verziert, und ganz spontan wurden an das Lied „Horch, was kommt von draußen rein?“ neue lustige Zeilen angehängt. Solche und ähnliche Lieder stimmten die damaligen Jugendlichen Arno, Hans, Fritz und andere an.

Die Hochzeit selbst wurde etwa zwei Monate später auf dem Rhönbruderhof gefeiert. Es war auch die erste Hochzeit in der Gemeinschaft! Trotz großer Armut – es gab zum Beispiel nur eine schöne Nudelsuppe – waren wir doch sehr froh miteinander. Bei Kaffee und Weihnachtsstollen und brennenden roten

Weihnachtskerzen, unter einem siebenarmigen Leuchter, den Georg selbst gemacht hatte, ging es sehr festlich zu. Auch Gäste waren geladen worden, unter ihnen Georgs Schwester Hilde.

Die an das junge Paar gerichteten Fragen stammten von Zinzendorf; sie machten auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck.

“Was hat eine Gemeinde Gottes für ein besonderes Geheimnis?”

“Die Ehe!”

“Was für ein Vorbild ist das Geheimnis der Ehe?”

“Christus und die Gemeinde!”

Emi-Ma, mit einer roten Kerze in der Hand, trug zum ersten Mal das Gedicht von dem Märtyrer Methodius vor. „Von oben her, Jungfrauen....“ mit dem Refrain

Dir weih ich mich,
Und lichtwerfende Lampen tragend
Bräutigam, begeg'n ich Dir.

Von Rose Meyer (später Kaiser) wurde das Zinzendorfflied „Wir haben uns doch lieb“ gesprochen. Besonders gern habe ich den Vers:

Gemeine! Liebe dich,
Durchgängig inniglich.
Mit gesalbten Trieben,
Denn Gott erwählte dich
Von Ewigkeit zu Lieben,
Dass dein Herz umfaßt,
Was dich liebt und haßt.

Moni trug bei der Hochzeitsfeier und beim Liebesmahl ein weißes Samtkleid. Sie sah darin, auch mit dem Myrtenkranz im Haar, sehr jung aus, obwohl sie ja ein ganzes Teil älter war als Georg.

Nach all den Feierlichkeiten, die am 3. und 4. Dezember 1927 stattfanden, fuhr das Paar sehr froh nach Würzburg ab. In dem schönen alten Städtchen, so voller Erinnerungen und Marienverehrung erlebten Georg und Moni einige Tage der Advents- und Vorweihnachtszeit. Diese Reise war bei unserer schweren wirtschaftlichen Schuldenlast nur mit Opfern erkaufte worden. Gerade in diese Tage fielen Wechselverlängerungen, mit denen unsere Tata bis zum Abend vor der Hochzeit zu tun hatte. Abgehetzt von dem allen kam sie aber doch noch rechtzeitig an, als gerade die Feier begann.

Die nun folgende Weihnachtszeit sollte in unser aller Erinnerung immer ein besonderes Erlebnis bleiben. Vieles trug dazu bei: Die gemeinsame Erwartung des Kommens Christi auf Erden, das Weihnachtsspiel, in dem Georg als Simeon und ich als Hanna auftraten, auch die alten und neuen Weihnachtslieder und die Hoffnung auf den kommenden Advent, wenn einmal für alle Menschen Friede, Freude und Gerechtigkeit herrschen soll.

Nach den Feiertagen trafen wir uns täglich schon am frühen Nachmittag in der Bruderschaft, um alles Alte und das, was neu werden mußte, gemeinsam zu beraten. Auf diese Weise wurde vieles Störende zwischen Einzelnen und in der Gemeinschaft beseitigt. Es war die Klärungszeit, die uns meist in dieser Periode, der „Zeit zwischen den Jahren“, wie wir sie

nannten, gegeben wurde. Es war eine Zeit des Rückblicks in die Vergangenheit und des Ausblicks in die Zukunft, auch für unser neues Beginnen, da nun alle auf dem Rhönbruderhof vereinigt waren. Später sagten wir oft zueinander, wenn die Ernte- oder Bauarbeit sehr drängte: „Na, wir besprechen das alles unterm Christbaum!“ Immer wieder zeigte es sich im gemeinsamen Leben, dass solche Klärungszeit notwendig ist. Nach der Rückkehr Eberhards von seiner Amerikareise zu den Hutterern wurde diese Zeit in die Abendmahlsvorbereitungen vor Ostern verlegt.

In diese Zeit zwischen den Jahren 1927 und 1928 fiel auch der Todesfall der kleinen Ursula Keiderling. Nasses Holz trocknete hinter dem Ofen in dem Raum, in dem das elf Monate alte Kind für kurze Zeit allein gelassen worden war. Die Kleine saß in ihrem Bettchen und spielte, als die Mutter Irmgard herausging. Als sie zurückkehrte, war der Raum voller Rauch, und das Kind atmete schwer. Voller Sorgen und Ängste brachten wir mehr als vierundzwanzig Stunden an ihrem Bettchen zu. Der Arzt hatte eine Lungenentzündung festgestellt, an der die Kleine am nächsten Abend, dem 30. Dezember, starb.

Dieser Tod führte uns alle sehr zusammen, besonders mit den Eltern Karl und Irmgard. Oben im Verlagsbüro hatten wir das kleine Mädchen bei einem brennenden Weihnachtsbäumchen aufgebahrt. Wir sangen für sie die Weihnachtswiegenlieder „Still, still, still weil's Kindlein schlafen will“, „Laßt uns das Kindlein wiegen“, und besonders bedeutungsvoll wurde uns

der letzte Vers aus dem Liede „Dort oben vom Berge wohl wehet der Wind:“

Das Kindlein erwachet, zum Himmel sich hält,
Da singen die Engel, da jauchzet die Welt.
Da Tod ist bezwungen, all Sünden und Weh;
Geliebet, gelobet sei Gott in der Höh!

Am Sylvestermorgen fuhren Eberhard und ich nach Fulda, um bei den Behörden die Erlaubnis zu erlangen, den kleinen Körper auf unserem Bruderhofgelände beerdigen zu dürfen. Doch an diesem letzten Tage des Jahres mit dem darauf folgenden Neujahrstage war es zu spät, die Genehmigung zu bekommen. Eine Reise nach Kassel wäre nötig gewesen. So brachten wir unsere kleine Ursula auf den katholischen Friedhof bei Veitsteinbach, wo es uns erlaubt wurde, unsere eigene Feier zu halten.

Hierdurch war der Abschluß des Jahres 1927 ein recht ernster, und wir fühlten die Ewigkeit recht nahe.

Mitten wir im Leben sind
Mit dem Tod umfassen.
Wen suchen wir, der Hilfe tu,
Dass wir Gnad erlangen?
Das bist Du, Herr, alleine!

Durch den Ernst dieser Stunde fühlten sich Hans Zumpe und Fritz Kleiner sehr angesprochen. In der Sylvesternacht erklärten sie, ihr Leben von nun an unserer gemeinsamen Aufgabe für immer hinzugeben. Das war eine besondere Freude und Ermutigung für das neue Jahr 1928. Arno hatte

etwas vorher denselben Wunsch ausgesprochen. So hatten wir nun wieder drei junge Brüder, die etwas auf ihren Schultern tragen konnten.

Die Jahre 1928 und 1929 brachten viel Kampf mit sich, Kampf gegen den Mammonsteufel und gegen Krankheitsmächte. Wir hatten kaum auf dem Rhönbruderhof begonnen, als uns schon die Zwangsversteigerung des ganzen Hofes drohte. Wechsel wurden fällig, die wir nicht einlösen konnten. Ständig war jemand von uns auf Reisen, oft zwei oder drei, um Wechsel zu verlängern. Herr Schreiner, der Gerichtsvollzieher kam beinahe jeden Freitag, um ein Möbelstück, eine Kuh oder ein Schwein zu pfänden. Dann klebte er einen „Kuckuck“ auf das betreffende Möbelstück oder Tier. Seit der Zeit machte Eberhard zuweilen die scherzende Bemerkung, dass Herr Schreiner nicht ein Jahr zu warten brauchte, um in die Bruderschaft aufgenommen zu werden, da er ja unser ständiger Freitagsgast sei. Einmal war es so weit, dass nur in letzter Minute die Zwangsversteigerung des ganzen Hofes verhütet werden konnte. All dies hatte eine lähmende Wirkung auf unsere Arbeitskraft, aber nie auf die Freude und Zuversicht, für die uns aufgetragene Sache. Wir waren gewiß, dass es vorwärts gehen mußte.

Schon während seines Studiums war Eberhard fasziniert vom Leben der radikalen Täuferbewegung aus der Reformationszeit. Ende der 20er Jahre fingen wir alle an, uns wiederum in die Täufergeschichte zu vertiefen. Besonders ergreifend fanden wir die Anfangsgeschichte der Hutterischen Brüder. Eberhard brachte immer neues Material aus Bibliotheken und

Archiven. Bei unseren Mahlzeiten und Versammlungen lasen wir über den Anfang ihres gemeinsamen Lebens, über ihre „Gemeindeordnungen“, ihr Gesundheitswesen, ihre für das 16. Jahrhundert äußerst fortschrittlichen Erziehungsmethoden, ihre Wirtschaft und ihre Märtyrergeschichte. Wir waren durch dies alles aufs tiefste bewegt, besonders da wir hier denselben Geist spürten, der uns für unsere Zeit zu demselben Zeugnis und Leben berief. Ich erinnere mich, wie einmal nach einer Zusammenkunft oben im Verlag Fritz Kleiner sagte: „Was hindert uns eigentlich noch, dass wir uns mit diesen Hutterischen Brüdern vereinigen?“ Nicht lange davor hatten wir gehört, dass noch heute in Amerika Hutterische Brüder in Amerika lebten. Eberhard und wir anderen hatten ja nie ein eigenes Werk gründen wollen; wir glaubten, dass wir in die Reihe derjenigen gehörten, die in früheren Jahrhunderten ebenso wie heute dazu gerufen waren, dieses brüderliche Leben zu führen. Daher fühlten wir uns in besonderer Weise zu diesen Brüdern hingezogen.

Jetzt wurde ein Schriftstück verfaßt, in welchem wir darlegten, dass wir uns zu demselben Leben der Nachfolge Christi berufen fühlten wie einst die Brüder vor vierhundert Jahren und dass wir den Wunsch hätten, uns mit ihnen zu vereinigen. Der Brief wurde an Elias Walter auf dem Stand Off Bruderhof bei Macleod, Alberta adressiert. Mit Spannung warteten wir auf die Antwort: sie blieb lange aus. Etwas ernüchtert fühlten wir uns, als zunächst nur einige kleine, von Andreas Ehrenpreis geschriebene Büchlein eintrafen. Es ergab sich jedoch durch die nun eingeleitete Korrespondenz,

dass Eberhard 1930 zu den Hutterischen Brüdern in Kanada eingeladen wurde.

Es ist noch anderes aus diesen ersten Jahren auf dem Rhönbruderhof zu erwähnen. Die große Bewegung der Aufbruchszeit nach dem Kriege war mehr und mehr abgeflaut. Trotzdem lebte der Geist des Aufbruchs noch in manchen Jugendkreisen, so in der Neu-Sonnefelder Jugend, in der Eisenacher Jugend, auch in der Schweiz, in Holland und England, wo wir mehr und mehr mit solchen Gruppen in Kontakt kamen.

Zwar brach manche Siedlung zusammen, entweder als Folge von Enttäuschungen oder wegen der erotischen oder vegetarischen Frage, oft auch wegen eines Radikalismus, den man nicht durchführen konnte. Ein häufiger Grund war, dass jeder sein eigenes Werk haben wollte. Manche glaubten, dass die Freiheit, an der so vielen lag, darin bestünde, dass man arbeitete, wenn man sich dazu gedrängt fühlte; niemand wollte sich von einem anderen zur Arbeit auffordern lassen. In dieser Weise wurde das Wort vom „inneren Müssen“ verstanden. „Wir haben lange genug unter der Knute gearbeitet,” oder „Dazu sind wir nicht auf eine Siedlung gekommen, um uns von einem anderen die Arbeit vorschreiben zu lassen!” „Wir kennen hier keine Meister.” So ging es in unseren abendlichen Gästeaussprachen sehr häufig um die Freiheit.

Seit 1922 gab es in unserm Kreis mehr Frauen als Männer, die sich der Sache gänzlich hingeben wollten. Zu ihnen gehörte unsere liebe Kathrin, die 1928 mit ihrem Baby Anna zu uns kam. Sie war eine Bäuerin aus einem nahen Dorf

und die einzige aus der Nachbarschaft, die bald ganz mit uns vereinigt war. Zu unserer großen Freude schloß sich uns im selben Jahr eine Kindergärtnerin an, unsere liebe Gretel (später Gneiting).

In jenen Jahren kamen auch einige Vertreter des russischen Kommunismus zu uns. Von einigen wurden wir als „Edelkommunisten“ bezeichnet. Andere gingen empört wieder weg und sagten: „Wenn der Kommunismus zur Herrschaft kommen wird, werdet ihr die ersten sein, die am Galgen hängen werden.“ Eberhard vertrat besonders stark, dass wir mit der Gewalt nichts zu tun hätten, wenn wir den Weg Jesu gehen wollten. Trotzdem hatte aber diese Art von Kommunismus der Welt etwas zu sagen. da die Weltkirchen und die sogenannten Christen sich mit Reichtum und Weltstaat verbunden hätten und darum ein Anstoß für viele ernstmeinnende Menschen seien. „Wenn die Jünger schweigen, so werden die Steine schreien.“

Damals hatten wir schon viele Gäste aus nationalsozialistischen Kreisen. Mit ihnen sprachen wir uns über das Thema „Gemeinnutz vor Eigennutz“ und über Volksgemeinschaft aus. Zuweilen gab es bei allem Suchen nach Gemeinsamem viele Auseinandersetzungen mit diesen Gästen. Das, was Hitler später zur Macht brachte, kann man nur durch die Folgen des Ersten Weltkriegs verstehen, aber auch besonders durch das, was das deutsche Volk in den Jahren nach dem Kriege als Auswirkung des Versailler Vertrags durchmachte, der Deutschland zu jahrelangen Reparationszahlungen verurteilte. Lebensmittel waren knapp und teuer, auch deswegen, weil

die früheren deutschen Kolonien von den Siegermächten besetzt wurden und alle eingeführten Waren wie Kaffee, Tee und andere wichtigere Lebensmittel unerschwinglich teuer waren. (Da muß ich in Dankbarkeit der Quäkerhilfe gedenken, die in Schulen und Krankenhäusern, Alters- und Waisenheimen vielen Menschen zuteil wurde).

Sehr schwer wurde die große Arbeitslosigkeit empfunden, durch die viele junge Menschen auf den Straßen der Großstädte verkamen. Dazu war in den Jahren 1922-1924 die Inflation gekommen, die Entwertung des Geldes, und die Nachwirkungen waren noch lange zu spüren. Als eine Folge all dieser Notzustände fing man schon in jenen Jahren an, sich nach einem Führer zu sehnen, der wieder Ordnung herstellen sollte, möge er von rechts oder links kommen.

Unsere Kindergemeinde begann zu wachsen. Kinder, die kein richtiges Zuhause hatten, wurden uns gebracht. Einmal erschien ein Polizist und fragte uns, ob wir ein Kind von dem fahrenden Volk, ein Zigeunerkind, aufnehmen wollten. Er habe es in einem Sack, an einem Baum hängend, gefunden mit der Aufschrift „Wer dies Kind findet, kann es behalten.“ Wir nahmen den kleinen, etwa zweijährigen Buben auf. Adolf und Martha Braun nahmen ihn zu ihren zwei kleinen Mädchen Gertrud und Elfriede ganz in ihre Familie. Erhard (wie er später genannt wurde) war ein sehr armes ungepflegtes Bübchen, geplagt von Krätze und Läusen. Bald konnte man erleben, wie gut sich der Kleine dank der sorgfältigen Pflege entwickelte, er heranwuchs und von Kindern und Erwachsenen gleich geliebt wurde. Als er größer wurde, spürten

besonders die, die viel mit ihm zu tun hatten, einen starken Wandertrieb in ihm. Er ist aber nie für lange fortgelaufen. Leider wurde der Kleine während der Hitlerzeit plötzlich von seinem Vater, einem dunklen Zigeunertyp abgeholt. Dieser erschien mit einem Fahrrad und wies ein behördliches Papier vor, das ihn ermächtigte, den Jungen mitzunehmen. Wir haben den kleinen Erhard nie wieder gesehen. Ein ähnliches Erlebnis hatten wir mit „Ulala“, der uns als Baby, auch von fahrendem Volk, gebracht worden war. Zuerst wohnte er mit seiner Familie in Fulda in einem Wohnwagen außerhalb der Stadt, in einer sehr armen Gegend. Wir besuchten ihn dort und versuchten, ihn wiederzubekommen, doch vergebens. Er kam später in eine katholische Anstalt und soll dort gestorben sein.

In dieser Zeit wurde auch unser lieber Walla wegen unglücklicher Familienverhältnisse von seiner Mutter selbst zu uns gebracht. Wir hatten den Kleinen – er war damals einundeinhalb Jahre alt – ganz in unserer Familie, und er wurde von unserer Tata treulich versorgt. Er ging dann noch einmal kurz zu seiner Mutter zurück und wurde später von Tata wieder abgeholt und adoptiert.

Inzwischen wuchsen unsere älteren Kinder heran. Nach gründlicher Überlegung in der Bruderschaft entschieden wir, dass jedes Kind eine Ausbildung möglichst außerhalb des Bruderhofes haben sollte. Einerseits sollten sie etwas Tüchtiges lernen, was sie bei uns oder im Leben draußen anwenden konnten. Andererseits wollten wir auf dem schmalen Wege, den wir eingeschlagen hatten, keine „Mitläufer“ haben, auch

nicht aus unseren eigenen Familien oder von Kindern, die bei uns aufgezogen waren.

So kam 1928 Emy-Margret in ein Fröbelsches Kindergärtnerinnenseminar in Thale im Harz. Hardy besuchte in Bieberstein eine Hermann-Lietz-Schule, ein Internat, in dem sowohl eine praktische Ausbildung in Landwirtschaft und Handwerk als auch theoretischer Unterricht geboten wurde. Hans Grimm begann eine dreijährige Schreinerlehre. So ging es weiter bis zum Jahre 1933, als von Nazis unter das alles ein Schlußstrich gesetzt wurde.

In diesen ersten Jahren auf dem Rhönbruderhof waren wir alle, die dort lebten, sehr stark mit der Landwirtschaft, überhaupt mit der Natur verwachsen. Doch gab diese kleine und zuerst sehr heruntergekommene Landwirtschaft nicht die Möglichkeit, der Hausgemeinschaft und den Helfern und Gästen die Grundlage selbst für einfachstes Leben zu schaffen.

Unser Gärtner Walter Hüsey kam aus der religiös-sozialen Bewegung der Schweiz und schloß sich uns im Jahre 1929 an. Das Gartengemüse, das von ihm angepflanzt wurde, kam in der Höhenlage und bei den oft kalten Winden des Rhönbruderhofes spät zur Reife. Die Kartoffeln gingen im Frühling zu Ende, deshalb war besonders in den Sommermonaten unsere Ernährung sehr armselig bis zur nächsten Ernte. Brotgetreide hatten wir nur für etwa die Hälfte des Jahres, von der Ernte an bis zum Frühjahr. Brot zu kaufen war schwierig, da wir meist kein Geld hatten. Ich erinnere mich noch, dass ein Gast mal fünfzig Mark abgab.

Sofort wurde einer unserer jungen Leute in ein benachbartes Dorf geschickt, um Brot zu kaufen. Sehr oft bekamen wir einen Laib Brot statt eines Kuchens zum Geburtstage, was den meisten auch viel lieber war. In einem Gästebrief von 1928, den alle Gäste zu lesen bekamen, baten wir, dass jeder sich selbst mit Brot versorgen möchte, da die Ernte nicht ausgereicht habe. Das war natürlich für manche schwer zu verstehen. Brot war ja das erste, was Menschen benötigten, und wie hatte man das im ersten Weltkrieg vermisst!

Ein Vers aus dem Matthias-Claudius-Lied „Wir Pflügen und wir streuen ..“ wurde damals von uns umgedichtet. Anstatt „Er gibt den Kühen Weide und unsern Kindern Brot“ sangen wir manchmal „Er gibt den Kindern Weide und unsern Kühen Brot“.

Wir nährten uns nämlich viel von Wiesenspinat, während die Kühe nach Möglichkeit mit Ölkuchen gefüttert wurden, damit die Kinder ihre nötige Milch bekamen.

Als – zum ersten Mal seit vielen Jahren – ein Schwein geschlachtet wurde, verdarben sich viele den Magen, da sie diese Kost nicht mehr gewöhnt waren. Es war also kein Wunder, dass einige von uns gesundheitlich recht elend wurden. Unsere Tata, die nach einer Operation nur noch einen halben Magen hatte, litt außerdem an Tuberkulose, ebenso wie unsere Emy-Margret. Sie erholte sich durch eine Liegekur und bessere Ernährung und konnte dann im Herbst 1928 ihre Ausbildung beginnen.

Um unsere Ernährungslage zu verbessern, entschlossen wir uns im Herbst 1932, auf dem Küppel, auf dem sonst nichts

als Heide wuchs, einen Windschutz gegen die kalten Winde, einen Tannen- und Lerchenwald anzupflanzen. Wir taten dies mit Hilfe eines Arbeitsdienstes, einer Gruppe junger Baptisten. Das war natürlich keine sofortige Hilfe, sondern es wurde an die Verbesserung der Landwirtschaft in der Zukunft gedacht. Auch wurden Obstbäume, Kirschen, Pflaumen und Apfelbäume auf dem Gelände angepflanzt.

Schon im Jahre 1928 war es nötig geworden, ein Kinderheim zu bauen, da trotz der großen Armut unsere Kinderschar beständig gewachsen war. Mit Hilfe eines uns sehr freundlich gesinnten und verständnisvollen Freundes, des Landrats von Gagern in Fulda, bekamen wir eine Hauszinssteuerhypothek, wodurch wir mit dem Bau beginnen konnten. Was war das für eine Ereignis, als der Grundstein zu diesem Bau, der vorher eine verfallene Scheune oder ein Stall gewesen war, gelegt werden konnte!

Wir alle, die ganze Gemeinschaft, nahmen großen Anteil an diesem Bau. Georg Barth machte die Bauzeichnungen, und Fritz Kleiner führte den Bau praktisch durch. Das erste Haus wurde auf unserem Gelände gebaut! Welche Freude war es, die Mauern wachsen zu sehen, trotz der großen Not an Barmitteln für alles nötige Material.

Bei der Einweihung des Kinderhauses waren der Regierungspräsident von Kassel und der Landrat von Fulda mit anderen Herren zugegen. Gerade an demselben Tag war die Zwangsversteigerung des ganzen Hofes über uns verhängt worden. Ganz unerwartet traf eine Summe von fünftausend Schweizer Franken ein. Das verhinderte die Versteigerung und

half uns wieder über das Größte hinweg. Bei der Einweihung des neuen Hauses sangen wir zum ersten Male das Lied „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“ mit dem wichtigen letzten Vers:

Das Haus mag zerfallen, was hat's denn für Not
Der Geist lebt in uns allen, und unsre Burg ist Gott!

„Das Haus mag zerfallen“, lag uns damals in sehr weiter Ferne.

Vier Jahre zuvor hatte Eberhard in der Bruderschaft über seine Vision gesprochen, dass unsere Bewegung sich noch einmal sehr ausbreiten würde. Eberhard sagte, er sähe es im Geiste vor sich, wie Menschen aller Art aufbrechen würden. Industrielle, Akademiker, Arbeiter, Lehrer und Lehrerinnen, Waschfrauen, ganz arme Menschen jeder Art. Alle wollten in Gemeinschaft leben. Er sähe einen großen Zug kommen; für sie alle heiße es Platz zu schaffen und aufzubauen.

Zuerst konnte ich da einfach nicht mit. Ich hatte den Sparhof mit zweihundert bis zweihundertfünfzig Menschen im Auge und konnte nicht sehen, wie die Tausende, von denen Eberhard sprach, Raum finden konnten. Sogar den Sparhof aufzubauen mit all seinen sieben Bauernstellen erschien mir damals ein schwer zu erreichendes Ziel. Als Eberhard und ich uns darüber aussprachen, wurde es klar, dass Eberhard von der Zukunft der Sache ohne räumliche Begrenzung gesprochen hatte, während es mir so ging, wie es in einem unserer beliebten Jägerlieder heißt: „Ich kenne deine hohen weiten Sprünge nicht.“ So äußerte ich mich auch in

der Bruderschaft. Unser ganzer Kreis nahm an diesem kleinen Zwischenfall sehr Anteil, und bei der nächsten Mahlzeit wurde dieser Vers mit dem Refrain „Hei die Hussasa, tirallala, ich kenne deine hohen weiten Sprünge nicht“ ohne Aufhören gesungen. Eberhard und ich sprachen uns bei Gelegenheit eines Besuches bei Eberhards Mutter gründlich über diese Frage aus. Ich erinnere mich oft und gern dieser lebhaften Gespräche bei unseren Spaziergängen im Scheitninger Park. Wir kamen zur völligen Verständigung.

Während all dieser Erlebnisse, die ich zu schildern versuchte, lasen wir sehr viel über die bewegten Zeiten anderer Jahrhunderte und besonders über die Reformation. All dies beeindruckte nicht nur uns sondern auch viele andere Menschen, besonders Jugendliche. Der gemeinsame Geist, wie er in allen Lebensbezügen zum Ausdruck kam, sprach uns sehr an. Wir waren daher durch die Lesungen über die friedlichen Täufer des sechzehnten Jahrhunderts, Hans Denck, Baltasar Hubmair und andere sehr beglückt. Auch Thomas Münzer lernten wir als besonderen Kämpfer für die notleidenden Menschen der damaligen Zeit verstehen. Er wurde mit den Kämpfern der heutigen Arbeiterbewegung und des religiösen Sozialismus unserer Zeit verglichen, mit Hermann Kutter, Leonhard Ragaz, Karl Barth und anderen. Es ging um denselben Kampf, um die Ungleichheit und Ungerechtigkeit der Menschen.

Wie die Ersten Christen und auch die zeitgenössischen Radikalen schien uns die Antwort aber nicht nur im Protest zu liegen. Trotzdem nahmen wir teil an Protestmärschen,

besonders gegen politische Mordtaten, wie zum Beispiel nach den Ermordungen von Walter Rathenau, Gustav Landauer und Kurt Eisner.

08: Reise nach Amerika

Durch Eberhards Korrespondenz mit den heute lebenden Hutterern in Süddakota, USA, Manitoba, Kanada, rückte die Zeit einer Amerikareise immer näher. Es war der Wunsch der damaligen kleinen Bruderschaft, Eberhard und vielleicht noch jemanden für etwa ein halbes Jahr nach Amerika zu schicken. Vor allem spürten wir Ehrfurcht vor diesem vierhundert Jahre alten Huttertum. Wie fühlten uns durch alles, was wir gelesen hatten, dazugehörig.

Nach der Krise von 1922 hatten wir uns oft isoliert gefühlt, auch wenn weiterhin Menschen kamen, um sich uns anzuschließen. Zum anderen war es die große wirtschaftliche Not unseres kleinen Anfangs, die uns die Hoffnung gab, dass die jetzt in Amerika lebenden Hutterer gerne mit ihren Glaubensgenossen der heutigen Zeit teilen würden. Einige Briefe, die von ihnen zu uns herüberkamen ermutigten uns; andere klangen etwas enttäuschend, so dass wir nicht wußten, was aus dieser Reise herauskommen würde. Würden die heutigen Hutterer von 1929 noch in demselben Geist und in derselben Kraft wie ihre Vorväter leben?

Es ist bezeichnend für unser Leben, dass eigentlich nichts ohne Kampf gewonnen wird. Das traf auch für diese Amerikareise zu. Eberhard bekam schon Anfang des Jahres 1930 eine schwere Augenentzündung besonders am linken Auge. Durch einen Unglücksfall beim Holzhacken hatte er schon am Anfang unseres gemeinsamen Lebens durch eine

Netzhautablösung das Augenlicht auf diesem Auge fast ganz verloren.

Im Mai, kurz vor seiner Abreise, trat eine bedeutende Verschlechterung ein. Trotzdem bereitete er sich weiter auf diese Reise vor, besonders durch das Studium der wachsenden Anzahl von hutterischen Schriften. Da das Auge durchaus nicht in Ordnung war, gingen Eberhard und ich noch einmal zum Augenarzt, der mich in sein Sprechzimmer rief. Er riet dringend ab, diese große Reise bei dem gegenwärtigen Zustand des Auges zu unternehmen. Auf der Treppe sagte ich zu Eberhard: „Du wirst doch so nicht reisen?“ Seine Antwort war: „Laß mich ziehen! Wir haben doch immer viel gewagt!“

Trotzdem taufte er noch am 17. Mai 1930 nach einer längeren Vorbereitungszeit neun unserer Brüder und Schwestern in einer Waldquelle. In der Nacht vor Eberhards Abreise sang Adolf vor unserer Schlafzimmertür das Lied von Karl Gerok „Ich sende euch!“ Tata und ich fuhren beide mit Eberhards Gepäck, einem Coupékoffer, der hauptsächlich Bücher und Schriften enthielt, und einem Rucksack bis nach Fulda mit. Dort trafen wir auch unseren Sohn Hardy, der von Bieberstein gekommen war.

Natürlich waren wir alle gespannt, was Eberhard auf den Bruderhöfen des seit vierhundert Jahren bestehenden hutterischen Gemeinschaftslebens vorfinden würde. Wir bekamen viele Briefe von ihm, doch waren sie sehr lange unterwegs. Sie gingen damals natürlich auf dem Schiffswege, und wir fühlten uns oft sehr abgeschnitten, wenn eine

Antwort viele Wochen ausblieb. Nur wenige Male kam ein Telegramm.

Es ist nicht nötig, viel über die Hutterer und die Kontakte mit ihnen ausführlich zu schreiben. Es folgen hier Auszüge aus den Briefen vom Juni 1930 bis zum Mai 1931 :

An Bord der „Karlsruhe“, 1. und 2. Juni 1930:

Das Auge soll bis New York heilen. Ich mache fleißig Kur, glaube an Christus, der das innere Licht als des Leibes Licht und das äußere Auge für den Weg gut machen will. Das Reich muß uns doch bleiben!

Chicago, 18. Juni 1930:

Endlich ist mein Auge so viel besser, dass ich heute gar keine Schmerzen gehabt habe. Nach den New Yorker und Scottdaler Erfahrungen, dass mir die Liebe der sehr treuen und sehr pünktlichen und sehr ernsthaften Mennoniten keine Zeit und noch weniger Kraft zum Schreiben übrig läßt, da ja das Auge mich jede allzu kurze Erholungspause ins Bett zwang, habe ich heute einen teuren Hoteltag eingeschoben, den ich ohne jedes Herausgehen ganz in meinem Zimmer verbringe, um in der Stille an Dich, an die Kinder und an den ganzen treuen Bruderhof zu denken und zu schreiben, und doch mein Auge pflegen zu können...

Die Versammlungen der Mennoniten dauern viele Stunden und sind erstaunlich lebendig bei allem stillen mennonitischem Ernst...Es wird in der Bibel in riesig langen Stücken gelesen. Die letzte Stunde, genau 60 Minuten, war mir gegeben. Ich nahm unser besonderes Thema als Botschaft an die Mennoniten: Das Pfingstereignis in Jerusalem mit allen seinen Folgen. Ich betonte stark das Evangelium von Christus und ging dann zur völligen Liebe und Gemeinschaft über, in der alles Gott und der Gemeinde gehört, erzählte dann auf ausdrücklichen Wunsch meinen Werdegang, von Dir und Halle, Leipzig, Berlin, bezeugte die Bergpredigt und suchte das religiös-soziale Gewissen zu wecken.

Dann erzählte ich endlich von Sannerz und dem Bruderhof und der Kindergemeinde, betonte stark, dass ich nicht unseren Bruderhof, sondern dass unser Bruderhof Jerusalem und die Ausgießung des Heiligen Geistes mit allen ihren Wirkungen zu bezeugen habe. Ich schloß mit dem sehr wirkungsvollen Lied Emy-Margrets (damals 12 Jahre alt) „Wenn meine Brüder zum Kampf sich rüsten ..“.. Bei den Schlußworten des Liedes „Und ihm läuft nach, was laufen kann!“ lief ich schnell auf meinen Platz, so dass ein frohes Lachen die Aussprache schloß...

John Horsch meinte, die Verständigung mit den Hutterern würde seiner Meinung nach leichter sein und ihr tirolerisch-bayrischer Dialekt keine Schwierigkeiten machen, wohl aber ihnen mein allzu begrifflich durchdachtes Deutsch. Nun, vielleicht komme ich als einfacher Bauer, auch in der Sprache, wieder heim.

John Horsch erzählte mir auch sehr viel Liebes und Gutes von dem zweimaligen Besuch der führenden Hutterer während des Ersten Weltkrieges in Scottdale... Einige Hutterer meinten – wie ich von John Horsch hörte – dass bei der kühlen, übervorsichtigen Haltung uns gegenüber auch die Furcht um den Dollar eine Rolle spielt. David Hofer rechnete nämlich für die Anlage eines Bruderhofes, wie er uns eingerichtet werden müßte, 250.000 Dollar, also mehr als eine Million Mark. Nun, davor kann man schon Angst bekommen. Hoffentlich gelingt es mir, das rechte Maß zu finden! Die Hauptsache ist aber zunächst das Zeugnis und die Einheit im Geist!...

Dann folgte ein Bericht von Harold Bender, der unseren Bruderhof besuchte. Er nennt uns darin echt täuferisch im Sinne der Hutterer, schreibt von unserer Armut und Gemeinschaft und von unserem Biblizismus, der aber sehr fern vom Pietismus sei. Es handle sich um eine aufrichtige Überzeugung. Er sagte, bei uns seien Wort und Tat, was ihn sehr bewegt habe...

Tabor, Süddakota, 24. Juni 1930:

Die Geschwister sind sehr sehr lieb zu mir und zu Euch...Geist und Wirklichkeit des heutigen Huttertums übertreffen auch heute und hier

bei weitem meine und Eure Erwartungen. Der Umgang mit Gott, der Glaube an den Heiligen Geist und die Erlösung Christi ist hier lebendig. Wie sehr wir den heiligen Geist und sein stetes erneutes Kommen und Treiben und Sprechen in der Gemeinde brauchen, ist hier tiefstes und stärkstes Bewußtsein. Hier ist Treue untereinander, dass im Gespräch eine sehr gute Zucht gehalten wird, nicht übereinander, sondern offen zueinander zu reden. Die Freude und der Frohsinn äußern sich in beständigem Humor behaglicher Gemütsiefe und in noch tieferen Glaubensworten aus den Schriften, aus Sprichwörtern und Erfahrungen. Die Einfachheit des Lebens ist noch ziemlich stilrein erhalten, zum Beispiel wird auf keinem Bruderhof ein Auto gekauft, weil man es nicht will. So hatten nicht nur alle älteren Brüder, sondern auch viele von der Jugend, Männer und Frauen, eine tiefe Freude und ein volles Verständnis für das Aufflammen des Feuers der Anfangs-Liebe und Anfangs-Gemeinschaft bei uns. Aber schwer zu fassen für mich ist der Reichtum des Gutes und der Wirtschaft.

Wolf Creek, Süd Dakota, 15. Juli 1930:

Der Augenarzt, der mich seit Wochen behandelt, hat zwar das Lesen und Schreiben noch nicht erlaubt, aber ich glaube, dass diese drei Wochen nicht verloren sind. Von meinem Bett aus durchlebte ich den Alltag des Bruderhofes in besonderer Weise und konnte ohne Überstürzung zu allem innerlichst Stellung nehmen, was hier auf mich eindringt. Die hutterische Gläubigkeit ist real und echt. Sie wurzelt tief in den Herzen aller. Sie wollen nicht, ja sie können nicht anders als in Gemeinschaft leben. Die praktische Selbstvergessenheit im Dienst der Gemeinschaft ist weit stärker als bei uns. Der Ernst des göttlichen Zeugnisses der Wahrheit ist auch bei den einfachen Gliedern stark. Das Rufen zu Gott ist ergreifend. Wie hat es mich bewegt, als ich im Zimmer Michel Waldners gastlich zum Schlafen aufgenommen, den alten Mann in dunkler Stube an seiner ehrwürdigen großen Truhe beten sah in der wunderbaren Würde, Ehrfurcht und Flehentlichkeit der hutterischen (altchristlichen)

Gebetshaltung: auf den Knien...die Hände vor dem Gesicht hoch zu Gott erhoben.

Aber – Amerika fehlt das Gericht des Weltkrieges, der Revolution, der Inflation und unsere Bewegung der letzten Zeit. Es fehlt das soziale Gewissen. Es fehlt der Sinn für das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. Der Dollar herrscht hier unangefochten über die Frommen und über die Unfrommen...Dabei sind sich aber die Brüder bewußt, dass ihnen viel zur wahren Sendung fehlt... So erhofft man von uns mehr, als wir haben. David Hofer von Rockport hat kürzlich gesagt: „Wenn der Arnold aus Deutschland kommt und will, was die ersten Alten gehabt haben, muß er mit uns sehr unzufrieden sein, schon wegen unseres großen Besitzes an Land und Geld“. Er ist sehr vergrämt über die Entwicklung in Alberta.

Rockport, Süddakota, 26.Juli 1930:

Die Aufgabe, die ich hier zu bewältigen habe, ist zu gewaltig, so dass man sie nicht in abgekürzter Zeit fertigbringen kann. Du weißt, dass diese Langsamkeit einer einmal erkannten Pflicht gegenüber und besonders einer dringenden Not gegenüber, nicht meiner Natur entspricht. Und sicherlich ist bei mir die Raschheit des Handelns nicht immer gut gewesen!

Lake Byron, Süddakota, 5. August 1930:

Jetzt rückt die Fage der Bestätigung meines Dienstes als Hutterischer Diener am Wort näher und näher. Und wie tief und stark fassen das die Hutterer auf! Wenn ich nicht nur an die zwölf Artikel des Glaubens – das apostolische Glaubensbekenntnis in hutterischer Bedeutung – denke, sondern ebenso an Peter Ridemanns schwerwichtige Rechenschaft und dazu die Zucht und Ordnung zur Reinhaltung, Reinigung, Einheit und Einigung der Bruderschaft, wie Ihr es jetzt von neuem erlebt habt, so fühle ich meine Schwachheit und Sündheit so sehr, dass ich am liebsten einen anderen an dieser Stelle sehen möchte. Aber ich darf nicht ausweichen.

Winnipeg, Manitoba, August 1930:

Peter Hofer – ein hutterischer Prediger – sagt immer wieder, durch mich müsse die Erweckung, Belebung und Einigung des amerikanischen Huttertums kommen. Nur von uns könne er sie erhoffen. Und Joseph, der jüngere Kleinsasser – ein anderer Prediger – betont wohl zu sehr, dass mein Besuch und unser „neuer Eifer“ für sie die größte Bedeutung hätte, und dass sie sich sehr viele Gedanken darüber machten und dadurch sehr belebt würden. Joseph Kleinsasser, der Älteste der Gruppe, gibt denn auch in allem, wo wir wirklich radikaler und hutterischer sind, unserem Anfang den Seinen gegenüber sehr deutlich recht. Nur ist er gegen alles Erzwingen und Selbst- Machen-Wollen. Er ist ein Mann des Glaubens, des Geistes und der Zuverlässigkeit in Gott.

Winnipeg, 25. August 1930:

Im Zeitlichen für die Notdurft ist es für unseren Bruderhof noch karg bestellt... David Hofer von James Valley und Joseph Waldner von Huron, zwei der wichtigsten Vertreter, vertreten die Erkenntnis, dass wir durch die Tatsache unseres mehrjährigen Bestehens und durch die Innehaltung unserer Ordnungen und Grundlage, für die sie begeistert sind, genügend geprüft und erprobt seien, so dass nur noch die ordnungsgemäßen Fragen und Antworten mit mir zu wechseln seien!

Ich spreche hier in zwangloser Aussprache vor dem versammelten „Völkchen“, meist bis zwölf Uhr nachts, manchmal bis ein Uhr, mindestens bis zehn oder elf Uhr. Ich empfangе dabei die stärksten Eindrücke von dem Glauben, der Liebe und Entschiedenheit der Brüder und Schwestern, die alle mitsprechen und sehr genau alles wissen wollen von Euch und den Kindern.

Winnipeg, 4. September 1930:

Die mich tief ergreifende Freude bei der stets erneuten Vertiefung in Deine inhaltsreichen Briefe kann ich Dir nicht beschreiben... Wenn ich nur alles beantworten könnte!

Im Gegensatz zu Deutschland sind die Alten hier meist weit sprüher lebendig als die Jungen, die erst mit der Taufe anfangen, auf einem langen Wege zu derselben Glaubenstiefe zu gelangen.

Ich finde in Manitoba meine allerbesten Eindrücke Süddakotas bestätigt, obgleich die Befürchtungen eines drohenden Verfalls nicht ohne Grund sind. Die Jugend ist das Problem...

Aber die überschwengliche Liebe und Dankbarkeit, mit der man mich hier begrüßt, beweist den Willen, die Sehnsucht, den Glauben und das pulsierende Leben. Ich werde oft in größte Verlegenheit gebracht, wenn man mir hier auf mehreren Höfen sagt, ich müßte der Vorsteher aller Bruderhöfe werden, um sie nach Art und Kraft der ersten Hutterer zusammenzufassen und zur Aussendung voranzuführen. Ich weiß nur zu gut, dass dazu ein anderer Mensch erforderlich wäre, als ich es bin.

Alle sagen: „Ihr bittet um die Aussendung, aber Euer Hof mit den Gästen ist die Aussendung!“ Hinter dieser Bemerkung steckt viel, was wir vielleicht erst später verstehen werden, wenn die Gästeflut einmal vorbei sein sollte. Die hutterische Aussendung unterscheidet sich von der Vortrags- und Predigt-Evangelisation dadurch, dass sie die „Eifrigen“ und nur diese an jedem Ort aufsucht, anredet, versammelt und heimruft..... David Hofer von Rockport sagte: „Wenn die Gemeinde recht ist, wird Aussendung sein, wenn nicht, dann nicht.“... Alle Brüder meinen einstimmig, wir müßten drüben [in Deutschland] bleiben, solange der „Eifer“ anhält, und solange Schule und Obrigkeit uns nicht zuwider sind...

Ich kann nur kurz zusammenfassend sagen: Auch die heutigen Hutterer sind vollkommen einzigartig in ihrem nahezu vollkommenen Bruderschafts-Kommunismus, in ihrer Sachlichkeit, Einfachheit und sicheren Bescheidenheit, dass wir in dem bekannten Europa nichts auch nur annähernd Ähnliches kennen, auch die Brüder vom gemeinsamen Leben durchaus nicht ausgeschlossen. Alle unsere Glaubenserwartungen aus der „gemeinschafts-christlichen“ wie aus der jugendbewegten und re-

ligiös-sozialen können hier erfüllt werden, wenn auch gewisse Schwächezeichen, wie wohl bei allem Menschlichen, unverkennbar sind.

Cardston, Alberta, 2. Oktober 1930:

Heute ist der 2. Oktober, der Tag, an dem ich im Jahre 1899 die erste völlig bewußte Erfahrung und Begegnung unseres Heilandes und Erretters Jesus Christus erlebt habe. Auch Du hast damals in Deinem kindlichen Alter schon tiefste Eindrücke von ihm, unserm geliebten Jesus, gehabt und Dich ihm völlig hingegeben. Ich habe die Zuversicht, dass die Vereinigung mit den Hutterern Dir und mir und uns allen... die völlige Erfüllung unserer so langjährigen Glaubenssehnsucht bringt...

Lethbridge, Alberta, 8. Oktober 1930:

Jetzt fängt die Zeit an, die Du mir prophezeit hast: Allzulange hielte ich das Fernsein von Dir, von unsern Kindern und unserer Heimat, von unseren lieben treuen Bruderhöfern und von unserer so durchaus einzigartigen, ja einzigen Lebensgemeinschaft nicht mehr aus. Aber es gilt fest sein und durchhalten.

Die Hutterer sind auch hier von Herzen liebevoll, aufmerksam, interessiert und warmherzig für unsere Sache geweckt. Und doch ist es für mich unsagbar schwer, dass ich noch immer – bis heute! nur ganz selten von der hier unbekannten Dringlichkeit unserer Geldlage sprechen darf. Alle sind mit der bekannten steifen Festigkeit des Huttertums der Meinung, erst müsse das Geistliche und dann das Zeitliche geregelt werden... Wo ich es ohne Schaden für unsere Sache tun kann, spreche ich von 25.000 Dollar, die ich Weihnachten nach Hause bringen will. Hutterische Naivität fragte zur Antwort mit ernsten Augen: „So viel auf einmal?“

Lethbridge, 23. Oktober 1930:

Du wirst schon in Sorge sein. Und wirklich war es wieder das Auge, aber es kostete eine Woche und 35 Dollar. Nun will ich doch wieder langsamer durch die Bruderhöfe fahren. Zu große Eile, besonders wenn ich mit Andreas Vetter von Old Elm Spring das Bett teilen muß, wirft die Anstrengung sofort aufs Auge... Dabei werde ich mit Liebe allzusehr verfolgt und mir wird angst und bange, wenn man allzu „hohe“ Erwartungen in mich setzt.

Ich glaube, die Fülle der alten Schriften, die wir geschenkt bekommen, ist sehr verheißungsvoll für eine Hilfe in anderer Hinsicht, die uns auch überraschen soll.

Milford, Oktober/November 1930:

Heute fahre ich wegen der Augen, denen die offenen Wagenfahrten bei sehr lebhaftem Wind nicht gut taten, im geschlossenen Auto, vom Diener am Wort und Haushalter von Buck Ranch, Milford, geleitet, zu Johannes Wurz von der Richards-Gemein bei Wilson. Dass ich bei diesem Eifer keine Minute Ruhe habe, zumal die Bruderhöfer-Geschwister alle in Scharen zu mir kommen, könnt Ihr Euch denken. Es ist das keine Klage. Es ist von ganzem Herzen Gott zu danken, wie Johannes Wurz sagt, dass mein Besuch eine große Erweckung bewirkt hat, von der sehr viele, wenn nicht schon alle, eine Erneuerung, Einigung und Aussendung erwarten!... Das Schlimmste aber ist, dass mein Abreisetermin durch diesen Hochdruck und besonders durch die dringenden Bitten Elias Walters, unseren Getreuesten, in Frage gestellt ist. Bitte tut dagegen nichts. Es drängt mich mit jeder Faser nach Hause. Aber das Ziel dieser teuren und anstrengenden Reise darf durch unsere Ungeduld und Sehnsucht nicht gefährdet werden...

Lethbridge, 12. November 1930:

Es ist gute Aussicht, dass wir unsern Hof anrichten können... Aber erreicht ist es noch nicht.

Crow's Nest, Britisch-Kolumbien, November 1930:

Ich kann es kaum noch ertragen, von Dir so lange getrennt zu sein, und nicht zum wenigsten von unserem geliebten Kreis unserer alten und neuen getreuen Mitkämpfer, ja von dem ganzen einzigartigen Geist und Leben unseres Bruderhofes fern zu sein. Auf fast allen Bruderhöfen hier waren die Zusammenkünfte mit ihrer viele Stunden anhaltenden Aufmerksamkeit und Begeisterung und Dankbarkeit wunderbar. Ich werde so heftig von allen Seiten begehrt, dass ich weder in Lethbridge noch in Macleod, Cardston oder Calgary oder gar an kleineren Orten nur einen halben Tag Ruhe zum Schreiben finde, ohne aufgesucht und herausgeholt zu werden... und alle Gemeinschaftler, also nicht nur die unseren, sind empfindlich, wenn ein „so weiter Gast und echter Gemeinschaftler“ so gar keine Zeit zu einem wichtigen geistlichen und brüderlichen Gespräch haben sollte! So bin ich denn, wie bei unserer Verlobung, von der ich immer wieder erzählen muß, in die Berge geflüchtet, um Dir wenigstens einen kurzen Brief zu schreiben... Je fester alle zu Hause zusammenstehen, um so sicherer kann ich hier sein und mit großer neuer Kraft nach Hause kommen!

Rocky Mountains, 26. November 1930:

Wie freue und freue und freue ich mich an der deutlichen Führung durch den Heiligen Geist, die Ihr alle diese Monate hindurch erfahren habt, und zwar immer wieder durch die Vermittlung der von Gott und seiner Gemeinde dazu gesetzten Werkzeuge. Und mit welcher Treue habt Ihr, fast ohne die geringste, menschlich doch so begreifliche Unterbrechung, zu ihnen und zu den unendlich bewährten Ordnungen der Brüder und Haushaben gestanden.

Und Ihr habt jetzt einen wahren Reichtum Geist ausströmender Schriften, schon über 150 geschriebene Bücher, „Büchlein“, Hefte und „Blättle“, unter ihnen schon über fünfzig alte und uralte Stücke. Nur wenige Bruderhöfe Amerikas haben einen solchen oder gar noch kostbareren Schatz ältester Handschriften.

So groß ist die Liebe der Brüder zu uns, so dass sie uns ganz gewiß auch nicht im Wirtschaftlichen auf dem dürrn Ast lassen werden. Nur erfordert das alles bei ihrer beharrlichen Gründlichkeit Zeit, viel Zeit... Ich komme, seid des gewiß, sofort aufs schnellste heim, sobald meine Aufgabe der Vereinigung, Dienstausrüstung und Hofanrichtung in genügendem Grade gelöst ist.

Vertraut Eurer Führung, dass sie Euch durch Gottes Geist in Einstimmigkeit durch alles hindurch leitet. Seid offenherzig, aufgeschlossen und voller Bereitschaft zueinander! Freut Euch aneinander! Ihr habt viel Grund dazu! Wie Eure Offenheit und Geistesfrische, so bewahrt auch Eure feine Empfindlichkeit für die Reinheit und Einheit im Geist. Aber werdet und haltet Euch frei von der persönlichen Empfindsamkeit, von jeder Sorge persönlicher Benachteiligung, auch in Euern Ämtern, Pflichten und Diensten! Denn es ist durchaus keine Ursache dazu vorhanden.

Freut Euch in aller Verschiedenheit an Eurer Geistesinheit und Eurem sachlichen Zusammenstehen, ohne dass Ihr jedoch alle besonderen Eigenschaften gleichmachen, auf eine Linie bringen, nivellieren und paralysieren, also auflösen und auslöschen wollt. Gemeinschaft lebt nur in lebendiger Wechselwirkung! Darum freut Euch an Eurer Verschiedenheit und ärgert Euch niemals daran!

Aber zu diesen Verschiedenheiten der typisch charakterlichen und verschieden begabten Veranlagungen ist keineswegs die Ichsucht und Kleinlichkeit, das Gerede hinterm Rücken und Neid und Mißgunst, Angst und Sorge und Schlimmeres zugelassen. Diese lebensfeindlichen Dinge sind wie Eigennutz und Eigenwille keine Gaben, sondern glatte Verluste und Schädigungen.

Aber niemand hat so wenig Gaben empfangen, dass er sich zu einem solchen Taugenichts in der Beschäftigung mit diesen schädlichen Nichtigkeiten machen müßte! Bitte, ja, ich bitte Euch inständigst, haltet noch eine gewiß doch kurze Zeit in völliger Einigkeit und göttlicher Liebe und Freude alle miteinander aus. Verschwendet keinen Tag, ja keine Stunde, geschweige denn keine Nacht, mit Dingen, Fragen und

Auseinandersetzungen, die nicht nötig wären, wenn wir alle treuer und fester, vertrauender und dankbarer zusammenstünden.

Bitte – ja, ich bitte Euch aufs eindringlichste: Tragt Eure große heilige Verantwortung beständig wie ein brennendes Licht in den Händen. Laßt Euch um dieses wärmenden, strahlenden Lichtes willen nicht anstoßen, erschüttern oder gar umstürzen! Dann wird die Fülle Eurer brennenden Kerzen wie in einer Weihnachtsvision zu mir herüberleuchten und mich stärken und zurückbringen mit allem, was Ihr braucht. Ihr wißt es: die Menschwerdung des Schöpfer- und Liebeswortes und Jesu Wort und Werk ist in seinem ausgegossenen Geist die Kraft, dass Ihr das alles vermögt.

So laßt denn keinen fremden, dunklen, unklaren oder dahindämmernden Geist zu Euch eindringen oder über Euch herrschen, auch nicht durch Eure Gäste, Verwandten, Besucher oder alte und neue Freunde... Laßt nichts, auch nicht das geringste Etwas unter Euch aufkommen, was Jesus Christus, Seiner Welterlösung, Seiner Kleinheit und Erniedrigung und Errettung in Krippe und Kreuz, Seiner Nachfolge Seines Weges zu den Menschen und zu Gott, Seinem Gehorsam den Worten Seiner Bergpredigt, Seinem nunmehr wahrhaft ausgegossenen Geist völliger Einheit und Reinheit und wirkender Wirklichkeit zuwider ist.

Lethbridge, zu Weihnacht und Geburtstag:

Der Blick lichtet sich. Und ich sehe schon deutlich, dass auch meine Augenkrankheit von Gott, der alles lenkt, benutzt wird, dass die Brüder in Amerika der uns in Deutschland anvertrauten Sache endlich ihre allzuvorsichtigen Herzen vorbehaltlos erschließen. So ist es denn heute als zu Deinem lieben Weihnachts-Geburtstag, dass ich Dir als wirklich hutterischer Bruder schreibe... Gott, der Wahrhaftige hat es so geführt, dass sie alle einstimmig wurden, mich sofort am 9. Dezember 1930 aufzunehmen und in die Hutterische Gemeinde einzuverleiben. Hierüber will ich Euch aufs ausführlichste schreiben, sobald am 17. Dezember

die Bestätigung meines Dienstes am Wort für die Aussendung und Anrichtung unseres Bruderhofes vollzogen sein wird, wozu alle Diener am Wort in Amerika eingeladen werden.

Dass ich als Bruder aufgenommen wäre, sollte bedeuten, dass man nun auch brüderlich für uns sorgen würde und die Zeit der Almosen nun vorüber sei; jetzt gehe es an Aufbau und Aussendung.

Ich kann heute wegen der Injektion für das kranke Auge nicht weiter schreiben. Gott schenke uns in seiner unbeschreiblichen Gnade ein baldiges und für unseren Bruderhof recht erfolgreiches Wiedersehen! Die Unterstützung und Anrichtung wird so geplant: jeder schuldenfreie Bruderhof soll je 1000 \$ beitragen; halbverschuldete Bruderhöfe je 500 \$; ganz verschuldete Bruderhöfe nichts. Außerdem wollen sie dreißig beste Arbeitspferde für unsern Bruderhof und fünfzehn beste Milchkühe senden.

Stand Off, 25. und 31. Dezember 1930:

Es bleibt mir nichts anderes übrig, als jetzt noch einmal durch die Bruderhöfe Albertas zu fahren, um überall die Brüder zu versammeln und um eine recht große Summe zu bitten. Es wird mich recht anstrengen, für solche Reisen ist mein Nervensystem und mein Körper, vielleicht auch mein inneres Leben nicht recht eingerichtet, so dass ich immer nach einigen Tagen ganz matt bin. Ich muß alle Kraft zusammennehmen, um diese Werbung für unsere Anrichtung durchzuführen. Dazu hat der alte Christian-Vetter, der den Vorsitz der großen Bestätigungs-Versammlung der einundzwanzig Diener am Wort führte, in dieser Versammlung sehr von einer größeren Unterstützung „abgewunken“, zumal er für seinen Ralley Bruderhof durch einen großen Landkauf völlig verausgabt ist. Es gibt nur eine Möglichkeit, diese Bombenfestungen zu bewegen, das ist die anhaltende Belagerung: es ist das anhaltende Bitten der Witwe bei dem Richter.

Lethbridge, Februar 1931:

Nur einen kurzen Gruß von dem langsamen und doch nur teilweise genügenden Gelingen meiner Geldwerbefahrten. Ich war dazu nun wieder auf zwölf Höfen....Unser geliebter Bruderhof! Er ist und bleibt doch einzig und für uns der beste und allein mögliche. Darin bin ich hier aufs tiefste bestärkt worden, auch dass wir so lange wie möglich in dem wieder so schwer leidenden und kämpfenden deutschen Land Europa bleiben sollten.

Lethbridge, Februar 1931:

Die Geldsammlung bringt so langsame Erfolge, aber doch einige Erfolge, dass man verzagen müßte, eine so große Summe für unseren Aufbau zu erreichen, wenn uns nicht ein höherer Glaube, unabhängig von den Umständen, leitete. So muß ich noch ausharren.

Lethbridge, März 1931:

Nun ist wirklich endlich die Abreise. Da ist mein abgebrauchter erster Anzug, dann zwei hutterische Hüte für unser Museum. Ebenso fürs Museum aufzuheben, nicht abzubnutzen, ist der Besen der hutterischen Werkstatt vom mehr als siebzig Jahre alten Jakob auf Ur-Elmspring, von ihm verfertigt und geschenkt.

Süddakota, 10. April 1931:

Diese einmalige Gelegenheit muß ausgenützt werden! Aber allein ohne Dich werde ich – das hoffe ich gewiß – in meinem Leben niemals wieder eine solche Reise unternehmen! Und wenn ich auch viele Pfund an Körpergewicht zugenommen, überall die beste Pflege und liebeichste Aufnahme gefunden habe, so war doch das Heimweh und die Ferne von unserer einzigartigen Sannerzer und Bruderhöfer Geistesfrische so schwer.

Radio-Telegramm vom 1. Mai 1931:

Endlich auf Meer. Abhole Bremerhaven. Sonntag, 10. Mai.

Glücklich Dein Eberhard

Die Eindrücke, die Eberhard von den Hutterern bekommen hatte, waren recht verschieden. Besonders stark empfand er die grosse Liebe und das Vertrauen, das ihm von den Bruderhöfen entgegengebracht wurde. Andererseits fühlte er sehr stark, dass es am wirklichen Teilen zwischen den Bruderhöfen fehlte, so dass es reiche und wohlhabende neben armen und sehr verschuldeten Bruderhöfen gab. Auch die ganze Frage der Maschinerie war ihm schwer. Er hatte den Eindruck, dass eigentlich die Maschine den Menschen beherrschte anstatt der Mensch die Maschine. Auch die Teilung in drei Gruppen, in Lehrer-, Darius- und Schmiedeleut empfand er schwer und nicht dem Geist, nicht der Liebe entsprechend, die alles gibt und teilt und aus der allein Gemeinde entstehen und fortbestehen kann.

Über alle diese Dinge sprach Eberhard zu den Hutterern, besonders an Hand der alten Schriften und legte immer wieder ein Zeugnis ab. Während die Hutterer schon damals, im Jahre 1930, in vieler Beziehung sehr modern waren und sich weitgehend dem modernen Maschinenzeitalter zugewandt hatten, waren sie andererseits stark an Traditionen gebunden, besonders in äusseren Formen, die einst aus dem Leben selbst entsprungen waren. Ihre Kleidung stammte aus dem alten

Tiroler Bauerntum, wurde jedoch durch ihren Aufenthalt in Rußland, wohin sie durch Verfolgung geflüchtet waren, etwas geändert. Noch heute lehnen sie Musikinstrumente und Bilder als Reaktion gegen den Katholizismus ab. „Wir sollen Gott singen und spielen in unseren Herzen!“ sagen sie. Nicht nur die Orgel und das Klavier werden abgelehnt, sondern auch die einfachsten Flöten- und Hirtenpfeifen, Geigen und Lauten oder Klampfen. Was Bilder anbetrifft, so berufen sie sich auf das Wort: „Du sollst dir kein Bildnis machen.“ Aber den Hauptsatz vergessen sie: „Du sollst es nicht anbeten!“ Über diese Dinge hatte Eberhard manches Gespräch, wobei die Ältesten nicht nachgeben wollten.

Natürlich kam auch das Rauchen von ihrer Seite auf. Merkwürdigerweise waren die Hutterer nicht gegen den Alkohol, was uns verständlich gewesen wäre, da ja zu viel Alkoholgenuß so viele Familien ruiniert. Alle diese Fragen kamen nun auch zu uns und brachten uns manchen Schrecken! Zwar fühlten wir, dass wir viel von den Hutterern zu lernen hatten, aber wir wollten uns nicht unter Gesetze stellen, die nicht aus unserem Leben geboren waren.

Zu Eberhards großer Freude wurde ihm eine ganze Reihe sehr alter Handschriften geschenkt. Viele unter den Hutterern konnten diese alte deutsche Schrift nicht mehr lesen; auch sprach die alte, markige Ausdrucksweise nicht mehr zu den Hutterern der Jetztzeit. Sie waren für die späteren Lehren aus einer schwächeren Zeit empfänglicher, während ihnen die alten Schriften für ihr jetziges Leben nicht mehr geeignet erschienen. Wir hingegen fühlten uns von dieser ersten Zeit

des alten Huttertums von Jakob Hutter, Ulrich Stadler, Peter Ridemann und Peter Walpot besonders angesprochen.

Als unsere Eingliederung in die Hutterische Gemeinde im Dezember 1930 bestätigt war, versuchten wir mit Eberhard zusammen der Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts wirklich gerecht zu werden. Wir waren uns des Ursprungs unserer Bewegung bewußt, die aus der Jugendbewegung, dem religiösen Sozialismus, der Arbeiterbewegung und aus evangelischen und katholischen Bewegungen kam – alles Zeiterscheinungen, die ihre Mängel haben und daher nicht in allem ewige Bedeutung.

Trotzdem wurde uns manches nicht leicht, was zu der Vereinigung mit den Hutterern gehörte. Die hutterische Frauentracht mit Kopftuch erinnerte an die Tracht der Jugendbewegung; daher wurde es unseren Schwestern, besonders denen, die aus jugendbewegten Kreisen stammten, nicht schwer, sie anzunehmen. Im Gegenteil, sie fühlten etwas wie eine Erfüllung in der einfachen bäuerlichen Tracht. In Deutschland liebt man ja Trachten sehr, die hessische Tracht, die bayrische und andere. Dagegen hat uns die Tracht der Brüder, die schwarzen oder dunkelgrauen Jacken und Hosen, von Anfang an nicht gefallen. Wir bevorzugten die helleren Farben der Jugendbewegung. Doch war dies ja keine Gewissensfrage, und wir waren bereit, um der Einheit willen alles anzunehmen.

Ein größeres Opfer schien es uns, Bilder und besonders Musikinstrumente aufzugeben. Doch waren wir auch dazu willig, wenn es zu noch größerer Schlichtheit führen sollte.

Aber wie oft konnte einem ein Bild etwas sagen! Und das gemeinsame Wandern und Zusammensitzen bei Flöten und Klampfen mit all den schönen Volksliedern und religiös-erwecklichen Liedern schien doch ganz zu unserem Leben zu gehören. Nun auch dies aufgeben? Doch wie konnten wir uns in diesem oder jenem Punkt verweigern, wenn es uns zur größeren Einheit führte? War die Einheit und Einheitlichkeit nicht von größerem Wert? Solche Gedanken beschäftigten uns oft während Eberhards Amerikareise.

Wie war es nun auf dem Rhönbruderhof während Eberhards Abwesenheit? Im ganzen gesehen, ging es wohl recht gut. Hans Zumpe, damals dreiundzwanzig Jahre alt, war die Vertretung Eberhards übergeben worden: diejenigen, die andere Dienste versahen, wie Hausmutter, Haushalter, Arbeitsverteiler und Kastner, sollten ihm im täglichen Leben besonders zur Seite stehen. Natürlich unterstützte ihn die ganze Bruderschaft. Kämpfe blieben nicht aus! Ergeiz, Hochmut, die immerwährenden Feinde des Gemeinschaftslebens, machten sich schon bald nach Eberhards Abreise geltend. Wir hatten uns immer wieder mit unseren eigenen und den Schwächen anderer zu beschäftigen. Aber es war gut, dass diese von der Gesamtbruderschaft angepackt und immer wieder überwunden wurden. Hans wurde es damals gegeben, in sehr liebender aber klarer Weise den Weg und die Richtung zu sehen und einzuhalten.

Während des Sommers hatten wir viele Gäste, einmal auch ein Arbeitslager aus dem freideutschen Werkbund Erich Mohrs. Diese Männer sollten mit unsern Brüdern

zusammen eine nasse, saure Wiese entwässern, und zu diesem Zweck wurden lange Gräben gezogen. In den Aussprachen spielte der Vegetarismus eine besondere Rolle. Diese Tagung oder Arbeitsgemeinschaft führte zu keinem bedeutenden Erlebnis, während wir mit anderen Gästen mehr wesentliche Aussprachen hatten.

Eberhards Briefe, die besonders an mich gerichtet waren, wurden mit größtem Interesse aufgenommen und in der Bruderschaft gelesen. Mit Geld waren wir überaus knapp, und es war sehr schwer durchzusteuern. Ab und zu kamen Summen aus Nordamerika, die Eberhard überweisen konnte, und die halfen, wieder Löcher zu stopfen.

Eine große Enttäuschung war für uns, dass die Rückkehr nicht wie wir gehofft, vor Weihnachten, sondern erst im Mai stattfand. Doch kam an unserm Hochzeitstage, am 20. Dezember, durch ein Kabel die Nachricht, dass die Vereinigung mit den Brüdern, und zwar mit allen drei Gruppen, den Lehrerleuten, den Darius- und Schmiedeleuten in der Stand-Off-Gemeinde, dem Bruderhof von Elias Walter, stattgefunden habe! Da herrschte eine große Freude, und nun schien uns die Rückkehr sehr nahe gerückt zu sein. Die nächste Nachricht brachte aber wieder eine neue Enttäuschung: Eberhard sollte noch einmal alle Bruderhöfe bereisen, um Hilfe für unsern Neuanfang zu bekommen.

Als Eberhard endlich im Frühjahr 1931 zurückkehrte, waren wir doch über den geringen finanziellen Erfolg seiner großen Anstrengungen während eines ganzen Jahres enttäuscht. Für den Aufbau und die Entschuldung dieses Neuanfangs,

der unter so schweren Verhältnissen der Nachkriegszeit zu kämpfen hatte, war nur wenig Hilfe gekommen. Doch wir hatten keine Wahl, auch wenn die Aufbauarbeit nur langsam und mühevoll weitergehen konnte. Für uns war jeder Tag, den wir gemeinsam erlebten, die reine Freude.

09: Zwischen Zeit und Ewigkeit

Die Rückkehr Eberhards am 10. Mai 1931, auf die wir schon so lange gewartet hatten, war eine ganz große Freude und Stärkung. Hans Zumpe und ich fuhren nun am 8. Mai nach Bremen und am nächsten Tag weiter nach Bremerhaven, wo das Schiff schon um sechs Uhr morgens erwartet wurde. Ganz pünktlich standen wir am Hafen und erblickten das Schiff schon von weitem. Wir sahen viele Leute auf dem Deck, die ihren Angehörigen zuwinkten. Doch konnten wir Eberhard nicht sehen. Schließlich entdeckten wir ihn am Ende des Schiffes. Was für ein Wiedersehen nach einem Jahr Abwesenheit! Wir hatten uns unendlich viel zu erzählen, erst mit Hans zusammen und dann wir beide allein, auch über alles, was wir zu Hause erlebt hatten.

Unsere Tata (Else) war ja leider nicht da. Durch die Freundlichkeit Friedrich Wilhelm Försters konnte sie einer Einladung in die Schweiz Folge leisten. Dort sollte sie sich in der Bergluft und in dem Erholungsheim einer Freundin, Maria Arbenz, stärken und von ihrer Lungentuberkulose gesunden. Sie blieb noch bis zum Juli in der Schweiz, Denn es war zu erwarten, dass sich ihre Aufgaben als Sekretärin nach Eberhards Rückkehr steigern würden, besonders die Arbeit an den alten Büchern und Schriften.

Emy-Margret und Hardy waren zuhause, als ihr Vater ankam; sie hatte im Herbst 1930 ihr Kindergärtnerinnen-

examen in Thale im Harz bestanden, und Hardy hatte Ostern in Bieberstein am Hermann-Lietz'schen Landerziehungsheim sein Abitur gemacht. Hardy sollte nach den drei Jahren Schulausbildung außerhalb erst ein Jahr in der Landwirtschaft mitarbeiten, ehe er sein Universitätsstudium in Tübingen beginnen würde. Beide hatten sich nun entschieden, den Weg mit uns zu gehen und Mitglieder der Bruderschaft zu werden. So konnten sie nun tüchtig am Aufbau mithelfen, was für Eberhard und mich eine große Ermutigung war.

In einer der ersten nun folgenden Bruderschaftssitzungen, wurde beschlossen, dass die vier verlobten Paare heiraten sollten. Leo Dreher und Trautel Fischli, Alfred Gneiting und Gretel Knott, Hans Zumpe und Emy-Margret Arnold, Walter Hüssy und Trudi Dalgas. So wollten wir gleich vier Ehestübchen für diese ersten Paare im Jahre 1931 einrichten. Und auch für viele andere mußte Platz geschaffen werden. Das war leichter gesagt als getan, denn nicht mehr alles von den Brüdern erhaltene Geld stand uns zur Verfügung; schon eine beträchtliche Summe war während des Jahres gekommen und zur Schuldendeckung verbraucht worden. Einige Gläubiger waren auf die Rückkehr Eberhards verströset worden. Nun waren also doch keine größeren Mittel vorhanden.

Dennoch wurden alle diese Hochzeiten mit großer Liebe und großer Freude vorbereitet. Die Möbel stellten wir selbst her, alle im gleichen schlichten Stil, nur verschieden gebeizt in roten, bräunlichen und dunklen Tönen. Die Stübchen wurden in leuchtenden Farben gestrichen, Orange, Gelb und Hellgrün. Jedes Paar erhielt zwei Betten, einen Tisch, eine

Eckbank, zwei Stühle und einen Waschständer. Einfache bunte Vorhänge zierten die Fenster. Es sah alles recht einheitlich, hübsch und farbenfroh aus.

Die Hochzeit von Emy-Margret und Hans am 26. Juli wurde besonders dadurch gekrönt, dass unsere liebe Tata aus der Schweiz zurückkehrte – leider nicht mehr um wie früher voll mitzuarbeiten, aber doch, wenn immer möglich, tätig fast bis zur letzten Stunde ihres Lebens. Zunächst arbeitete sie noch den ganzen Tag an der Schreibmaschine mit Protokollen und Briefen, später auf ihrem Liegestuhl draußen im Freien und während der letzten Zeit im Bett in dem kleinen Hüttchen, welches extra für sie eingerichtet worden war.

Obgleich, wie schon gesagt, die von der Amerikareise erwartete Hilfe größtenteils ausblieb, wurden doch 1931/1932 die stärksten Aufbaujahre, die wir bis dahin erlebt hatten. Es wurde fieberhaft gearbeitet, oft an drei Plätzen zugleich. Zwei neue Häuser wurden gebaut, ein Schweinestall, ein Pferdestall, eine Bäckerei; Werkstätten wurden eingerichtet. Alles eingelegte Geld wurde für Aufbauzwecke benutzt, kein Geld sollte auf der Bank liegen bleiben. Wieder herrschte ein freudiger Aufbaugeist.

Neue Familien aus der Schweiz schlossen sich an; zuerst Hans und Else Boller, dann Peter und Anni Mathis (1932), Hans und Margrit Meier (1933). Die letztgenannten kamen vom Werkhof, einer religiös-sozialen Siedlung bei Zürich. Auch einige unverheiratete junge Leute kamen aus der Schweiz: Lini Rudolf, Margot Salvodelli, Julia Lerchy. Die neuen Familien brachten das Geld, das wir brauchten, und

zwar fast genau die Summe, die wir von Amerika erhofft hatten. So kam die Hilfe von ganz unerwarteter Seite.

Junge Männer und junge Mädchen kamen als Gäste; Helfer meldeten sich an. Auch unsere Annemarie Wächter (später Arnold) und unsere liebe Ria Kiefer kamen als Gäste in dieser Zeit. Nicht lange nach Eberhards Rückkehr trafen Nils und Dora von Schweden ein. Sie wurden im Herbst 1932 auf dem Rhönbruderhof zur Ehe zusammengegeben. Friedel Sondheimer, eines unserer ersten jüdischen Mitglieder, war während Eberhards Abwesenheit gekommen. Auch er blieb bei uns.

Ständig kamen Gäste mit all ihren persönlichen und weltanschaulichen Fragen. Kranke Menschen kamen, auch Geisteskranke, und suchten Hilfe. Manchmal wurde ein Sieg errungen, aber es gab auch Niederlagen.

Wie anregend und aufregend waren manche der Abende unter der großen Buche am Rande des Küppels, auf dem nach Gundhelm zu liegenden Abhang. Oftmals ging es um Themen, die von unseren Gästen und neuen Mitgliedern eingebracht wurden. Das Huttertum und manches darin, was bei uns nicht in derselben Weise gewachsen war, spielte eine besondere Rolle. Aber auch die nationalistische Weltanschauung und natürlich auch der Vegetarismus, Ehe und Familie und andere Fragen wurden diskutiert.

Eberhard kannte bei besonders bewegenden Aussprachen keine Zeit und Stunde, ähnlich wie es in den ersten Jahren unseres gemeinsamen Lebens der Fall gewesen war. So dauerte das Mittag- oder Abendessen, wenn es zu einem

guten Gespräch mit Gästen kam, manchmal sehr lange. Das war oft für die Arbeit schwierig, weil Eberhard es nicht gern hatte, wenn irgend jemand nicht dabei war, zum Beispiel mit Geschirrspülen und anderem beschäftigt war. Alle sollten mit erleben und wurden hereingerufen, und jeder empfand den besonderen Wert des gemeinsamen Erlebens.

Inmitten dieses so freudigen Aufbaus erlebten wir auch einiges Schwere und manchen Schrecken! Wegen des dringenden Aufbaus, der an drei Plätzen zugleich vor sich ging, hatten wir Bauleute aus der Umgebung hinzuziehen müssen. Da wir auf dem Bruderhof niemals größere Summen brauchten, wurden alle Geldeingänge in Fulda auf unserer Bank niedergelegt. Jeden Freitag vor dem Zahlungstage fuhr jemand von uns nach Fulda, um das Geld für die Arbeiterlöhne von der Bank abzuholen. An einem Freitag im Oktober 1931 waren es Hans Zumpe und Arno Martin. Es war einer der neblige Oktober- oder Novembertage, als beide mit unserm Kütschchen heraufgefahren kamen. Sie hatten gerade die Höhe bei Eichenried erreicht, als plötzlich ihr Wagen angehalten wurde und zwei oder drei Männer mit Masken vor den Gesichtern vor ihnen standen. Die Pistole gegen ihre Brust haltend, schrien sie: „Gebt Euer Geld heraus oder wir schießen!“ Unsere Brüder gaben das Geld nicht. Hans stand mit verschränkten Armen vor der Brust und hielt dadurch die Brieftasche mit dem Geld fest – über fünfhundert Mark darin! Mit Gewalt nahmen die Männer dann die Brieftasche mitsamt dem Inhalt und liefen davon. Der eine sagte noch: „Laß sie doch leben!“ Wir anderen saßen alle ahnungslos

im Bruderschaftszimmer, als plötzlich Arno sehr erregt hereinstürzte und uns die ganze Begebenheit erzählte. Wie dankbar waren wir, nachdem sich auch bei uns die erste Bestürzung gelegt hatte, dass beide Brüder unversehrt unter uns waren. Und wie dankbar waren wir, dass sie der Gemeinde gehörende Geld nicht freiwillig herausgegeben hatten!

Wir haben nach diesem Überfall natürlich nicht die Polizei benachrichtigt, haben aber die Nachbarn und besonders die bei uns arbeitenden Bauleute zu einer Versammlung eingeladen und ihnen von dem Vorfall erzählt. Wir haben sie aufgerufen, wenn sie irgendetwas von der Sache zu hören bekämen, zu helfen, dass das Geld zurückerstattet würde; denn es gehöre ja nicht uns, sondern einer sozialen Sache. Wir haben nichts mehr darüber gehört.

Unser damaliger Landrat von Gagern erwähnt diesen Überfall in dem Brief, den er uns viele Jahre später im Gedenken an Eberhard bei Gelegenheit seines 70. Geburtstages schrieb: „Bei den Bruderhöfern habe ich die Konsequenz ihrer christlichen Lebenshaltung oft bewundert. So wurden zwei von ihnen – der eine ein Hüne mit Bärenkräften –, die den Wochenlohn für ihre Arbeiter bei sich trugen, von vermummten Gestalten im Wald angegriffen. In Erinnerung an die Heilandsworte setzten sie sich nicht zur Wehr, sondern ließen sich ausplündern“.

Ab Oktober ging es mit Else's Gesundheit bergab, und gegen Jahresende war sie dem Tode so nahe, dass wir wußten, sie würde nicht mehr lange unter uns sein. Sie starb am 11. Januar 1932. Für mich persönlich bedeutete Elses Tod ein rechter Abschied

in meinem Leben, war sie doch schon von Kindheit an in besonderer Weise meine Spiel- und Lebensgefährtin gewesen. Und in unserer Erweckungsperiode und Verlobungszeit 1907 war sie eine unserer besten Hilfen und hingebungsfreudigsten Mitkämpferinnen. Ein Jahr nach ihrem Tode schrieb ich am 8. Januar 1933 folgende Zeilen nieder:

Warum ist man noch so irdisch gesonnen,
 Dass man Dich in Gedanken sucht
 In Deiner Hingabe, in dem Kleid, Welches Du hier trugst, als Du
 noch unter uns wirktest!
 Wie oft bin ich in Gedanken versunken
 Und meine, Du müßtest wiederkommen.
 Und man sucht voll Sehnsucht, im Wachen und Träumen,
 Deiner Rückkehr entgegen!
 Es ist mir oft ein tiefer Schmerz,
 Dass ich niemals wieder Dich so sehen soll,
 Wie Du uns verlassen hast;
 Dein treues Gesicht, Deine lieben warmen Augen.
 Als ich so den Gedanken nachging
 Und nicht verstand, was diese Trennung bedeutet.
 Wurde mir die Antwort – aus der anderen, göttlichen Welt:
 Warum suchest Du denn die Lebendige bei den Toten?

Ewigkeit bedeutet Erfüllung,
 Erfüllung des Lebens, der Arbeit, der Zeit.
 Und die Worte des Johannes kamen wieder ins Gedächtnis
 zurück:
 Da wird kein Land mehr sein und keine Trennung,
 Denn – das Erste ist vergangen!
 So bitten wir vereint mit Dir,

Die Du voran uns gegangen:
 Herr, komme bald und richte dein Reich auf,
 Und vereine alles, was Dir gegeben
 Und was eingefügt werde in den Leib Christi,
 Den Bau der göttlichen Verheißung und Bestimmung!
 So wartet die Braut des Lammes, hier wie dort,
 Auf die Erfüllung der Zeiten und Ewigkeiten –
 Auf die Vollendung des Tempels –
 Auf den neuen Leib, der nicht durch die Trennung
 Von Gott dem Tode geweiht,
 Sondern in der höchsten Einheit
 Für die Unvergänglichkeit bestimmt ist.

Es gibt aus der Zeit bis zu ihrem Tode mancherlei Berichte, die sicher alles besser ausdrücken können als ich es jetzt nach mehr als dreißig Jahren tun kann. Doch leben die Einzelheiten und das Zeugnis vom Ewigen her noch ganz stark in meinem Gedächtnis. Es ist noch eine Ansprache vorhanden, die am Beerdigungsmorgen in der Bruderschaft gehalten wurde, ebenso eine andere vom ersten und zweiten Tage nach dem Tode unserer Tata. Man fühlte sehr stark die Verbindung zu den Vorangegangenen. Tata gehörte zu den ersten Anfängern unseres gemeinsamen Lebens und war als eine weibliche Franziskusgestalt von groß und klein sehr geliebt und geachtet. Sie hatte trotz großer Hingabe an ihre Arbeit immer Zeit für die Nöte der Mitmenschen. Auch ihre Bettelfahrten in die nähere und weitere Umgebung waren nicht ohne Erfolg. Wer konnte auch diesem enthusiastischen, aber an Körperkraft so armen Menschen widerstehen!

Eberhard schrieb in einem „Gedruckten Sendbrief“ 1932 an unsere Freunde über Else von Hollander und dem in ihr lebenden Glauben folgendes:

Der Tod Jesu Christi und mit ihm der Tod unserer alten Märtyrer schwebte unserer Sterbenden beständig vor Augen, so dass sie bezeugen mußte: „Nichts Größeres konnte geschehen als der Tod Christi. Das ist die größte Sache, und gerade darin zeigt sich die Barmherzigkeit Gottes, Barmherzigkeit im Gericht.“ Deshalb war die Sterbende von dem Verlangen nach Jesus und nach dem Himmelreich so tief ergriffen, dass sie immer wieder sagte: „Der Geist und die Braut sprechen: „Komm, Amen, ja komm, Herr Jesu!“ Die Kräfte der Ewigkeit sind ganz nahe. Ich bin ein genau so schwacher Mensch wie immer. Daran hat sich nichts geändert. Aber die Nähe Christi ist sehr viel stärker als sonst. Dadurch bin ich vom hiesigen irdischen Geschehen ganz fern gerückt. Ich bin schon ganz nahe bei dem dortigen himmlischen Geschehen. Und doch bin ich auch dem hiesigen Geschehen ganz nahe. Aber das ist so, als wenn ich von einem anderen Stern zuschaue. Nur für mich selbst kann ich mir nichts Irdisches mehr denken oder wünschen. Eins ihrer letzten Worte war: „Richtet mich doch auf und laßt mich doch auch meinen Kopf emporhalten.“

Am 1. Januar hat sie gesagt: „Das Jahr 1932 wird ein ganz besonderes Jahr sein, ein Jahr großer Kämpfe und großen Aufbaus. Aber ohne Kampf ist hier kein Leben; durch Tod muß das neue Leben kommen....!“

Einmal sagte sie: „Ewigkeit, das ist gar nicht zu begreifen; man kann es gar nicht fassen. Es war schon immer Ewigkeit. Und es wird immer Ewigkeit sein. Und ich brauche jetzt viel Ewigkeit. Die Ewigkeit ist mir sehr nahe, und ihre Kräfte kommen zu mir. Gott ist es. Das Größte in Gott ist die Barmherzigkeit. Das ist so schön. Und es ist so schön, in Bruderschaft zu leben. Die Liebe und Treue unserer Bruderschaft ist ein Wunder. Es ist ganz unglaublich, dass so etwas möglich ist. Wie habe ich sie alle so lieb! Und wie sind sie alle so lieb!

Für die Jugend muß eine Erstarkung in Geistigem und Zeitlichem

kommen: In Kampf und Streit gegen sich selbst muß die Jugend in fester Arbeit von allen Unklarheiten und Empfindsamkeiten befreit werden. Ich sehe ganz deutlich, dass der Bruderhof sehr groß wird; und ich freue mich, dass ich einen kleinen Anfang des Aufbaus miterleben durfte. Es wird der Einfluß auf die ganze Welt, auch in der Aussendung draußen, sehr groß werden. Ich werde das von der Ewigkeit her miterleben und werde darin gewiß ein wenig mitwirken dürfen. So oft der Geist der Gemeinde Euch ganz vereinigt und zu dem Werk stark macht, werde ich mit dabei sein; denn im Heiligen Geist ist die ganze Gemeinde des Geistes unter Euch. Der Heilige Geist bringt die völlige Gemeinde des oberen Jerusalem zu Euch herab“.

„Ich bin so dankbar für die Einheit. Die Einheit im Geist und in den Dingen des Geistes ist das, was bleibt. Alles, was wir tun, könnte Ausdruck der Einheit sein; aber das ist nur Ausdruck. Die Einheit selbst ist anders und größer als aller Ausdruck nach außen. Das ist so schön: Alle Einheit, die bleiben soll, muß ganz auf den Geist gebaut sein. Der Ausdruck vergeht, aber die Einheit bleibt“.

Die Anbetung ist so schön. Ich möchte immer anbeten. Gott ist so gut, so gut. Das ewige Leben ist mir so nahe, viel näher als alles andere.“ Sie schaute zum Fenster und fragte: „Scheinen jetzt die Sterne? Dort-hin soll ich bald abgeholt werden. Ich möchte so gern bei den Propheten, Aposteln und Märtyrern sein; aber ich werde zuerst wohl nur bei den kleinen Kindern sein. Ich habe nur eine Bitte, dass Christus mich selbst abholen möchte. Er ist mir jetzt immer ganz nahe. Ich möchte manchmal Gott bitten, dass ich träumend und ohne Todesqual einschlummern und in der Ewigkeit erwachen möchte. Aber das wäre zu unverschämt.“

So konnte sie mitten in ihren schwersten Schmerzen und Qualen rufen; „Es ist so schön, ich freue mich so: und hier in der Gemeinde ist es auch so schön. Das Leben in der Bruderschaft ist so schön. Wie freue ich mich für den Aufbau. Es kommt in diesem Jahr eine große Zeit; aber es kommt durch Kampf und Streit. Ihr müßt, wenn es schwer wird, nur immer Glauben halten. Ihr müßt dann immer denken, der Sieger

ist doch Gott. Das Leben ist Kampf und Streit; am stärksten wird der Kampf und Streit im Tode. Im Leben merken es die Menschen oft gar nicht. Deshalb nehmen sie es nicht ernst und stark genug mit diesem Kampf.

Ein andermal sagte sie zu unsern Kindern: „Ich denke an das Schiff, in dem Euer Papa Eberhard nach Amerika fuhr. Da hat er geschrieben: ‚Wir wollen beten, dass es eine rechte Landung in das Land Gottes werde.‘ Und hier ist unsere Rhönlandschaft bei unserem Bruderhof; hier steige ich ein und fahre in ein anderes Land. Ich sehe einen großen Zug voll Licht, da sind alle, alle; und mir rufen sie zu: ‚Komm mit!‘ Aber Christus ist nicht vor ihnen oder hinter ihnen; er ist bei mir. Ich habe einen großen Kampf gekämpft.“

Als sie einmal mit großen gespannten Augen von ihrem Bett her aus dem Fenster sah, antwortete sie auf die Frage: „Siehst du jemand?“ – „Nein, ich muß doch immer aufpassen, wenn es kommt. Ich erlebe die Offenbarung Johannes immer wieder: Der Geist und die Braut sprechen: ‚Komm!‘“

Oft wandte sie sich ab und schaute ganz in die Weite hinaus und sagte mehrmals hintereinander ganz stille: „Herr, komme bald!“ – „Es ist so schön, den Morgen heraufdämmern zu sehen; wie wird es erst sein, wenn der ewige Morgen beginnt?“

Und einmal sagte sie: „Mein Geist ist schon in weiter Ferne, aber auch ganz bei Euch. Ich habe einen Vorgeschmack der Ewigkeit. Mir ist, als stehe ich zwischen Zeit und Ewigkeit, als verbände ich Euch mit der Ewigkeit. Ich brauche Jesus jetzt so viel nötiger als je; wenn er doch nur bald käme, mich abzuholen! Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir! Nun singet und seid froh...“..

In den letzten Tagen erinnerte sie sich, wie sie eine merkwürdige Lichterscheinung gesehen hatte. Unten auf der Erde sei ein großes, gewaltiges, rauchiges, nicht helles und nicht klares Feuer gewesen, und sie hätte eine schwer drückende Angst gehabt, dass dieses Feuer alles verderben könnte. Da aber sei mitten in diesem dunkelroten, rauchigen Feuer eine sehr kleine, ganz reinweiße, sehr klare und sehr reine Stichflamme

hervorgebrochen; und diese kleine reinweiße Flamme sei ihr Trost geworden. Dann hätte sie gesehen, wie diese kleine, reinweiße Flamme sich mehr und mehr ausbreitete. Dann sei von oben her eine ganz große, reine, weiße Lichtflamme vom Himmel herabgekommen und habe sich unten mit der kleinen, weißen Stichflamme vereinigt. Sobald dies geschehen sei, hätte sich aus diesem Licht eine große Stadt aufgebaut. Das rauchige, rußige Feuer sei mehr und mehr zurückgetreten. Zuletzt sei diese Lichtgestalt so überaus hell geworden, dass man schließlich nichts mehr vom Anfang und von den Mauern der Stadt habe sehen können. Sie sei ganz Sonne, ein einziges reines Licht geworden. Dieses Aufleuchten des Glaubens, dieses Herabkommen des Geistes der Gemeinde zum Bau der Stadt auf dem Berge war ihre Erfahrung des Glaubens“.

Die letzten Monate, die Else noch mit uns verlebte, waren ein großer Aufruf an uns alle. Oft schien es, als sei sie schon von uns gegangen und kehre wieder zurück, so viel konnte sie uns von dem anderen Leben sagen! Einmal, als sie aus tiefem Schlaf erwachte, rief sie aus: „Das Leben dort ist noch viel lebendiger als hier, ist viel mehr Leben!“ Als sie in einem Gespräch gefragt wurde, was sie sich wünschte, sagte sie: „Nur dass ich mehr Liebe haben möchte!“ Nicht um einige Tage mehr oder um Abkürzung ihres schweren körperlichen Leidens bat sie, sondern um mehr Liebe!

Am 11. Januar 1932, nach einer schweren Nacht mit häufigen Ersticken, waren wir rings um ihr Bett versammelt. Als sie die letzten schweren Atemzüge getan hatte, konnten wir nur anstimmen: „Nun danket alle Gott!“ Sie hatte überwunden.

10: Vor dem Sturm

Das Leben ging weiter. Es war auch gar nicht im Sinn der Heimgegangenen, dass wir uns in irgend etwas aufhalten lassen sollten. Sie hatte uns noch gebeten, die Hochzeitsvorbereitungen für die beiden Paare, Fritz Kleiner und Martha Braun, Arno Martin und Ruth von Hollander (die Adoptivtochter meiner Schwester Olga) nicht ihretwegen abubrechen. Die Doppelhochzeit fand am 23. und 24. Januar, 12 Tage nach Elses Tod in recht gesammelter und einheitlicher Weise statt.

Im März fuhren Eberhard und Adolf Braun zu einer Konferenz der Religiös-Sozialen in Bad Boll, Württemberg. Dies war der Platz, wo Johann Christoph Blumhardt und sein Sohn Christoph Blumhardt über siebenzig Jahre lang für das Reich Gottes gewirkt hatten. Eberhard berichtete über seine Eindrücke in einer Versammlung auf dem Rhönbruderhof am 3. April 1932 wie folgt:

Es lebt noch heute eine ganze Erinnerung an den Sohn und eine noch nicht ganz erloschene Erinnerung an den Vater. Und wir freuten uns, dieser Erinnerung begegnen zu dürfen als einer lebendigen Kraft für die Gegenwart.

Der Vater, Johann Christoph Blumhardt, kam aus der Baseler Missionschule und aus altpietistischen Kreisen in eine Gemeinde, in der viel Unglaube und Aberglaube herrschte. Er hatte eine große Liebe zu den Menschen und war überaus treu in seinen Hausbesuchen, in denen er sich um die einzelnen Menschen kümmerte. Aber durch seine Herkunft hatte er sich auch einen großen Blick für die ganze Welt bewahrt.

Als es nun zu gewaltigen Zusammenstößen mit Unglauben und all

diesen Dingen kam, da weitete sich dieser Blick von neuem, und ihm war klar: Wenn Jesus hier Siege gewinnt, so soll das nicht nur ein Sieg sein, der für Möttlingen und diese kleine Gemeinde Bedeutung hat, nicht nur ein Sieg Jesu über Gottliebin Dittus, eine besessene Frau, sondern ein Sieg, in dem der Teufel auf der ganzen Linie bis in alle entferntesten Weltteile hinein wieder ein Stück zurückgeworfen ist. Blumhardt fühlte, dass dieser Sieg für das ganze Weltgeschehen größte Bedeutung haben würde.

Nun hatte sich im Württemberger Pietismus eine starke und tiefe Richtung gebildet, die sehr im Gegensatz zu der oberflächlichen gemeinschafts-christlichen Bewegung steht. Es war durch Bengel und Oetinger und durch Beck eine sehr tiefe Auslegung der eschatologischen Kräfte gegeben, so dass man in diesen Kreisen, mit denen Johann Christoph Blumhardt in Verbindung stand, nicht von Subjektivismus reden kann. Blumhardt war sich klar, dass er selbst diesen Blick von Oetinger, Bengel und Beck noch erweitern mußte. Menschen wurden geheilt, Teufel wurden ausgetrieben, seelische Krankheiten wurden geheilt. Blumhardts Überzeugung unterschied sich stark von der damaligen Lehrmeinung der Kirche, und es kam schließlich so weit, dass er Möttlingen verlassen mußte.

Freunde halfen dazu, dass ein königliches Bad gekauft werden konnte, das Besitztum des Königs Wilhelm von Württemberg und der Königin Pauline. So steht noch heute über dem Eingang W und P, was Blumhardts Freund Friedrich Zündel „Warte und Pressiere“ gedeutet hat.

Nun kam Blumhardt nach Bad Boll. Er brachte außer seiner Frau und den Kindern auch die Gottliebin Dittus, deren Schwester und zwei Brüder mit. Als einer der ersten Leidenden kam aus Schleswig, Theodor Brodersen, der später Gottliebin Dittus geheiratet hat. So bildete sich allmählich eine kleine Lebensgemeinschaft von fünfzig Gliedern mit Kindern.

Freunde erzählten uns auch, dass die Handauflegung schon beim Vater wie auch beim Sohne sehr sorgfältig gehütet wurde. Sie war von

jeglicher Zauberkraft frei und konnte dieser Verwechslung auf keinen Fall anheimfallen. Von dieser letzteren wollten weder Vater noch Sohn etwas wissen. Wie wir heute gesehen haben, dass die Taufe an sich gar nichts bewirkt, wenn nicht die neue Geburt erfolgt ist, so ist es auch bei der Heilung von Krankheiten. Keinerlei Zaubervirkung durfte dabei erwartet werden. Nicht das geringste von körper-seelischen Überströmungen durfte dabei geduldet werden, weil befürchtet werden mußte, dass der Charakter einer Gebetsheilanstalt in den Vordergrund treten würde.

Es gab mehrere Söhne Johann Christoph Blumhardts. Zwei traten besonders hervor. Christoph und Theophil. Theophil, der jüngere, der durch seinen Dienst als Pfarrer häufig längere Zeit von Bad Boll abwesend war, besorgte vor allem die Herausgabe der Predigten und Andachten des Vaters. Sein Bruder Christoph wurde in den siebziger Jahren mehr und mehr der Mitkämpfer und Stellvertreter des Vaters.

Blumhardt, der Sohn, löste sich mehr und mehr los von der Sprache Kanaans, von der Kirche und von dem Pietismus. Er sagte, diese drei Dinge hätte er aufgeben müssen. Diese Loslösung hatte zur Folge, dass er nun in der Weltgeschichte horchte, wo Gott das Reich der Gerechtigkeit und den Sieg über die bösen Geister zeigen wollte. Er hatte den Eindruck, „von den frommen Leuten ist nichts zu erwarten“. Von den Bauern und Arbeitern erwarte er es, nicht von den „Frommen“. Und so schaute er sich mehr und mehr um, ob nicht unter den Unfrommen der Sieg Jesu spürbar würde.

Christoph Blumhardt war kein Sozialdemokrat im üblichen Sinne. Aber er war ein treuer Sozialdemokrat in dem Sinne, dass er hier eine Ahnung des Reiches der Gerechtigkeit empfand. Er sah die Hilfe für die Arbeiterschaft in dem Offenbarwerden des Reiches Gottes. Und so wollte er über die dämonischen Mächte einen Sieg errungen wissen, darum ging es ihm.

Ich glaube nicht, dass er sehr darüber erfreut wäre, dass seine Predigten und Andachten in so hohen Auflagen gelesen werden und dass so viele Bad Boll zitieren, denn er war überaus traurig, wenn er nachgeahmt

wurde. Deshalb warnte er die Menschen immer vor der Nachahmung und vor der Überschätzung des Ortes Bad Boll und der Überschätzung Christoph Blumhardts. Das hat ihm wenig genützt. Aber eine starke Anerkennung hat er keineswegs gefunden.

Keiner seiner Söhne ist der Nachfolger Christoph Blumhardt geworden. So kam es dahin, dass die Herrnhuter Brüdergemeine nach Blumhardts Tod 1919 die Verpflichtung übernahm, Bad Boll in dem Geiste von Blumhardt zu verwalten, und darum bemüht sich auch in aufrichtiger Weise der jetzige Hausvater.

Wir haben verschiedene Zeugnisse von Menschen gehört, die mit Blumhardt zusammen gelebt haben. Das eine ist aus der gemeinschaftlichen Arbeit. Da war ein Schwefelbrunnen, und zwei Arbeiter hatten leider den Lötöfen unten im Brunnenschacht stehen lassen. Als sie wieder hinunter stiegen, um ihn zu holen, hatten sich Gase entwickelt, und der Schlosser hat heraufgerufen, es sollte ihnen Schnaps gegeben werden. Nun holte Blumhardt den Gärtner und dieser stieg hinunter und holte den einen Mann herauf. Bei seinem zweiten Hinuntersteigen, um den anderen heraufzuholen, unterlagen beide der Wirkung des Gases.

Christoph Blumhardt hat für Frau Ehrath, die Witwe des Gärtners, sein Leben lang gesorgt. Viereinhalb Jahre hat sie gebraucht, um sich von diesem Schlag wieder zu erholen. Blumhardt hat ihr in Freudenstadt eine Pension gekauft, wodurch sie ihr Leben lang versorgt sein sollte. Diese Frau hatte sehr starke Eindrücke von dem Leben und Zeugnis in Bad Boll, und sie hat mir viel erzählt; sie hat sich besonders an meinem Zeugnis gefreut; es sei ein Zeugnis wie in der Zeit Blumhardts.

Dann war da der Sohn eines Universitätsprofessors, der schon vor Einstein die Relativitätstheorie vertreten hatte und der in seiner Jugend unter schweren Depressionen gelitten hat. Er hat die dämonische Macht schon in seiner Jugend auf schreckliche Art kennengelernt, so dass die ernste Gefahr bestand, er könnte sich das Leben nehmen. Seine Depressionen wechselten periodisch mit überschwenglichen Gefühlen, in denen er sich wie ein halber Gott fühlte. Die Zwischenpause zwischen der Depression und der Überschwenglichkeit verbrachte er dann in Me-

lancholie, und in diesen Zeiten hat er seine wissenschaftlichen Arbeiten geleistet. Dieser Mann kam nun nach Bad Boll, nachdem er viele Jahre in diesem unerträglichen Zustand gelebt hatte. In Bad Boll begegnete ihm Jesus, und die Kraft Jesu befreite ihn von seiner Dämonie. Er wurde erlöst und befreit, ein glühender Mensch. Den habe ich selbst gesehen, und er hat mir seine Geschichte von zehn eng beschriebenen Seiten vorgelesen. Um ganz genau zu sein, er hat sich mir anvertraut wie einem Beichtvater. Er spürte eine so starke Verwandtschaft, dass er mich immer wieder aufsuchte, um sich mit mir auszusprechen. Das war mir eine absolut unvergeßliche Stunde. Natürlich ist dieser alte Doktor der Philosophie nicht in dem Sinne geheilt, als merkte man ihm gar nichts mehr an; aber er ist arbeitsfähig und braucht keine Schlafmittel mehr.

Obwohl Blumhardt sich mehr und mehr von der organisierten Kirche distanzierte, erfuhr er doch nicht die Einheit einer wirklichen Gemeinde in seinem eigenen Kreise – außer in seltenen Augenblicken. Das Große, was vor allen Dingen Leonard Ragaz zeigte, besteht darin, dass hier ein Mann war, der nicht aus eigener Machtvollkommenheit lebte, von dem vielmehr eine Jesusglut, eine Jesus-Ähnlichkeit ausstrahlte. Hier war ein Mann, der für alle Fragen des Lebens und der geschichtlichen Ereignisse von Gott her etwas sah und erwartete, ein Mann, der den großen Ausblick für das ganze Reich Gottes hatte und der sich doch um jeden Menschen bemühte und sich für ihn einsetzte.

Das Jahr 1932 – nach Eberhards Rückkehr aus Bad Boll – war ein rechtes Aufbaujahr. Gäste kamen, besonders Jugendliche. Annemarie Wächter (später Arnold) kam am Todestag unserer Tata endgültig zu uns, nachdem sie im Sommer 1931 schon zu Besuch dagewesen war. Studenten aus Tübingen besuchten uns, angeregt durch Hardy, der dort studierte, und durch Karl Heims positives Interesse für unseren Weg; unter ihnen waren auch Susi Gravenhorst (später Fros) und Edith Boecker, die später unseren Sohn Hardy heiratete. Auch Gerhard Wiegand,

Ria Kiefer (die durch uns in der Deutschen Sonntagspost gelesen hatte) und Marie Eckhardt (eine ältere Diakonisse), Hildegard Friedrich und ihre Mutter Elsbeth, August Dyroff, und Josef Stängl. Sie alle entschlossen sich zu bleiben.

Menschen ganz verschiedener Herkunft fanden den Weg zu uns. Es kamen Katholiken und Protestanten, Arbeiter und solche, die schon jahrelang auf der Straße gewesen waren, dazu rechtsstehende und ganz linksstehende Politiker. Die Fragen, die die verschiedenen Menschen mit sich brachten, wurden oft unter der großen Buche, wo wir uns nach des Tages Last und Arbeit versammelten, in manch heißer Rede besprochen und durchgekämpft.

Manchmal hatten wir stille Versammlungen, und zu anderen Zeiten gab es die heftigsten Diskussionen. Aber wie hoch die Wogen auch gingen – wir versuchten immer, uns von einem Geist konstruktiven gemeinsamen Suchens führen zu lassen. Fast immer brach der Gemeindegeist Jesu durch und warf früher oder später sein Licht auf unsere Versammlung, und wenn das geschah, kam alles in die richtige Perspektive.

11: Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus

Im Sommer 1932 lebte der Nazigeist schon sehr stark unter vielen Menschen in Deutschland. „So kann es nicht weitergehen! Wir brauchen Arbeit und Brot! Hitler muß zur Macht kommen! Gemeinnutz ist höher als Eigennutz!“ Das klang ganz schön. Aber Tiefersehende merkten doch, auch durch die Reden Hitlers, die große Gefahr, die dem deutschen Volk durch Hitler bevorstand. Doch war der Bolschewismus etwa besser? So hofften wir immer noch, dass diese beiden Gefahren – der Nationalsozialismus und der Bolschewismus – an uns vorübergehen würden.

Durch einen Anruf unseres Sohnes Heini, der in der Landwirtschaftsschule in Fulda war, erhielten wir am 30. Januar 1933 die Nachricht, dass Hitler zum Reichskanzler in Deutschland ernannt worden sei und dass er bereits die Regierung angetreten habe. Das war für uns ein großer Schrecken. Wir ahnten, was uns bevorstehen könnte.

Als dann jeden Tag Verordnungen und Änderungen herauskamen, wußten wir mehr und mehr, dass wir nichts Gutes mehr zu erwarten hatten. Gleichschaltung aller im Staat! Judenverfolgung! Dies waren die ersten Dinge, die wir hörten. Schulen, Gemeinschaften, Klöster wurden aufgelöst, da sie sich nicht gleichschalten lassen wollten. Jeder Deutsche habe mit „Heil Hitler“ zu grüßen. Die meisten Menschen aller Kreise fügten sich darein. „Ja, es gibt nichts anderes!“ Oft war

es mitleiderregend anzusehen, wenn zum Beispiel eine alte Dame wie Oma Arnold, Eberhards Mutter, mit „Heil Hitler“ grüßte, auch wenn ein Universitätsprofessor oder Lehrer im Hörsaal oder in der Schulklasse diesen Gruß gebrauchte. Und doch konnten wir es verstehen, warum Menschen Angst hatten zu sagen, was sie wirklich über diese Dinge dachten. Jeder, der dies wagte, wurde als „Volksverräter oder als Volksfeind“ verachtet.

Von nun an konnte man den Juden an allem die Schuld geben. Am Eingang einiger Dörfer wurde ein Plakat aufgestellt: „Für Hunde und Juden verboten“. Kein Deutscher durfte mehr bei einem Juden kaufen. Es kam vor, dass zum Beispiel in Kassel auf einem öffentlichen Platz ein Drahtzaun aufgestellt wurde, worin jeder, der bei einem Juden kaufte, eingesperrt und bloßgestellt wurde. Die Rassenfrage spielte jetzt eine große Rolle. Die nordische, germanische Rasse! Jeder mußte seine arische Abstammung nachweisen. Es durfte keine Ehe mehr zwischen einem Juden oder Halbjuden und einem Arier geschlossen werden. Manche schon bestehende Mischehen wurden aufgelöst. Da gab es viele Nöte. Soweit es möglich war, versuchten Juden, in andere Länder zu emigrieren. Aber es war nicht einfach, ja oft unmöglich, die nötigen Papiere und die Einreisebewilligung in ein anderes Land zu beschaffen.

Bald marschierten SS, SA und Hitlerjugend mit ihren Gesängen durch Dörfer und Städte. Besonders das Nazilied „Die Fahne hoch..“. wurde mit Begeisterung gesungen. Auch durch unseren Rhönbruderhof zogen solche aufreizenden Gruppen; denn es wurde bald bekannt, dass wir nicht mitmachten. In

manchen Bruderschaften ging es um die Frage, wie weit wir mitmachen könnten. Wir wollten stets offen handeln. Jedoch „gleichschalten“ lassen konnten wir uns nicht; das hieße, alles annehmen. Auch, dass wir nicht „Heil Hitler“ sagen könnten, was uns manchen Ärger auf der Straße oder im Geschäft einbrachte. Wir glaubten ja nicht daran, dass das Heil von Hitler käme.

Schon in den ersten Monaten hörten wir, dass vorwiegend moderne Schulen geschlossen wurden, auch dass Leute in Konzentrationslager abgeführt wurden. Wir hörten vom Kampf gegen die Kirchen, die katholische ebenso wie die evangelische. Freie Rede war verboten. Alles kam unter Zensur. Dabei konnte die Heuchelei nur so gedeihen. Von alledem, was eigentlich geschah, wurde der Öffentlichkeit nichts mitgeteilt. Nur kurze Notizen wurden gebracht, zum Beispiel: „Wieder ein Kommunistentennest ausgehoben!“ Aber darüberhinaus erfuhren wir wenig.

In der Bruderschaft stimmten wir überein, dass wir trotzdem weiter aufbauen wollten, dass wir das uns anvertraute Zeugnis leben und, wo nötig aussprechen wollten. „Es kommt darauf an, wer den längsten Atem haben wird“, sagte Eberhard. Also bauten wir weiter. In diesem Frühjahr und Sommer 1933 hatten wir besonders viele Gäste und Helfer, auch solche, die den Weg der Nachfolge bis zu Ende mit uns gehen wollten. In den Gästebesprechungen ging es besonders lebendig her, oft hart auf hart, kein Wunder, dass manche, die schon um das Noviziat gebeten hatten, uns wieder verließen, als es mulmiger oder gefährlicher zu werden schien – Eberhard nannte sie im

Spaß unsere „Sommernovizen“. Einer von denen die blieben war unser Günther Homann. Er starb am 6. September 1957 in Primavera, nachdem er jahrelang treu in unserer Bibliothek und unserem Archiv gearbeitet hat.

Zu Ostern 1933 erlebten wir die Taufe von Menschen, die erst kürzlich hinzugekommen waren und von nun an mit uns gemeinsam den Weg des Kreuzes gehen wollten – komme was wolle. Unter ihnen waren Hans und Margrit Meier und Peter und Anni Mathis, Edith Boecker, (später Arnold, starb am 3. April 1943 in Primavera), Susi Gravenhorst (später Fros), Gertrud Löffler (später Arnold) wie auch unsere Kinder Hans-Hermann und Monika. Im ganzen waren es einundzwanzig, die diesen wichtigen Schritt in einer so ernsten Zeit mit uns tun wollten. Das gab dem ganzen Kreis neuen Mut und stärkte uns auf dem eingeschlagenen Wege.

Unser Leben ging weiter. Wir wollten die Hochzeit von Kurt Zimmermann und Marianne Hilbert, einer unserer Lehrerinnen, halten. Sie wurde nach manchem Kampf, besonders mit Mariannes Verwandten, durchgesetzt. Spannungen mit den Familien derer, die sich uns anschließen wollten, waren natürlich nicht selten, doch seit die Nationalsozialisten die Herrschaft übernommen hatten, wurden die Grenzen noch deutlicher, selbst unter Verwandten. Es hieß jetzt: Alles oder nichts! Als Edith Boecker sich uns anschließen wollte, wurde von ihren Eltern in Hamburg gedrängt, wenigstens noch einmal nach Hause zu kommen, um sich zu verabschieden. Da es nicht zur Verständigung mit den Eltern kam und sie nicht nachgab, wurde sie eingesperrt, und das Rückreisegeld

zum Bruderhof wurde ihr abgenommen. So ließ sie sich in der Nacht an einem Strick vom zweiten Stock einer Hamburger Stadtwohnung herunter, um auf Umwegen zur Gemeinschaft zu reisen.

Gerade zur selben Zeit – im Oktober 1933 – veranstaltete Hitler eine Volksbefragung, die zum Ausdruck bringen sollte, dass jedermann seine Politik und seine Schritte unterstützen würde. Am 27. Oktober 1933 besuchte Eberhard die Behörden in Fulda und erklärte unseren Standpunkt, dass die Nachfolge Christi, wie wir sie verstanden, nicht mit den Forderungen des Nationalsozialismus zusammengehen konnten. Für den Heimweg nahm er ein Taxi. Wie gewöhnlich, ging er das letzte Stück zu Fuß und nahm eine Abkürzung über die Anhöhe hinter unserem Haus. Diesmal rutschte er auf dem regennassen Gras aus, stürzte und brach sein linkes Bein. Glücklicherweise war Alfred ihm mit einer Laterne entgegen gegangen, aber er vermochte es nicht, ihm auf die Beine zu helfen. Er rannte zum Haus zurück und rief Moni Barth, unsere Krankenschwester; sie kam mit und konstatierte sofort einen komplizierten Beinbruch. So mußten sie ihn auf einer Bahre nachhause bringen.

Eberhard hatte große Schmerzen und es war klar, dass das Bein so bald wie möglich operiert werden mußte. So brachten wir ihn am nächsten Tag zur Operation nach Fulda. Nach seiner Rückkehr war er noch mehrere Wochen lang ans Bett gefesselt.

Die Volksbefragung, die am 12. November 1933 stattfand, war keine freie Wahl; sie wurde vielmehr schwer bewacht. Jeder hatte zur Wahl zu gehen, was man uns auch speziell

mitteilte. Wir wurden uns darüber klar, dass wir nicht wie Anarchisten einfach „Nein“ sagen konnten, sondern eine Antwort zu geben hatten, und zwar ein positives Zeugnis unserer inneren Haltung.

Eberhard formulierte dann eine Erklärung, die zum Ausdruck brachte, dass wir wohl hinter einer von Gott gesetzten Obrigkeit stünden, dass aber unser Auftrag ein anderer sei, nämlich der Auftrag Christi, nach seiner Art und nach seinem Vorbild als Korrektiv für diese Welt zu leben. Jeder schrieb diese Erklärung auf ein gummiertes Papier ab. Dann zogen wir alle gemeinsam hinunter nach Veitsteinbach, dem Dorf, dem wir zugehörig waren. Jeder von uns klebte diese Erklärung auf den Wahlzettel und warf ihn in die Urne. Zu unserem Erstaunen wurde in der nächsten Tageszeitung bekanntgegeben, dass ein jeder auf die Volksbefragung mit „Ja“ geantwortet, also die Politik Hitlers bejaht habe.

Schon nach vier Tagen, am 16. November 1933, wurde unser Hof von etwa 140 Mann SS, SA und Gestapo (Geheime Staatspolizei) umzingelt. Niemand durfte sein Zimmer oder seine Arbeitsstätte verlassen. Vor jeder Tür stand ein Uniformierter. Andere drangen in die Räume und durchsuchten alles. Bücher, Briefe, ja auch persönliche Braut- und Ehebriefe wurden gelesen und zum Teil bewitzelt. Besonders achteten sie auf Briefe vom Ausland, zum Beispiel die von Hardy, der damals von unserem Quäkerfreund John Stephens nach England eingeladen worden war.

Am längsten suchte die Gestapo natürlich in Eberhards Arbeitsstübchen, im Archiv und in der Bibliothek nach

„staatsfeindlichen“ Schriftstücken und Protokollen. Eberhard selbst lag mit seinem frisch operierten Bein auf dem Diwan, während diese Leute eindringen und suchten. Sie hätten wohl damals gern Eberhard mitgenommen und in ein Konzentrationslager überführt. Doch was sollten sie mit diesem kranken Mann anfangen? Am späten Abend fuhr dann ein großes Auto ab, beladen mit Büchern, Schriftstücken und Protokollen. Was würde nun geschehen?

Von diesem Moment an wurden wir strenger bewacht. Zuerst kam der Schulrat des Kreises Fulda, der uns zuvor sehr freundlich gesinnt war, um unsere Kinder zu prüfen, wie weit sie „vaterländisch“ unterrichtet seien. Auch sollten sie die Hitlerlieder, zum Beispiel das bekannte Horst-Wessel-Lied „Die Fahne hoch ..“. vorsingen. Natürlich kannten sie es nicht. Das Examen fiel also schlecht aus. Die Folge war, dass unsere Schule geschlossen wurde und wir nach Weihnachten einen Nazilehrer bekommen sollten. Auch die Kinder und Jugendlichen, deren Eltern nicht bei uns waren, sollten fortgenommen werden.

Jetzt hieß es schnell handeln. Wir beschlossen, die Kinder ins Ausland zu bringen. Die Schweiz war unser erstes Ziel. Pässe mußten beschafft werden. Auch mußte Erlaubnis von den Vormündern der Kinder eingeholt werden.

Leider gelang es uns nicht, für alle Kinder diese Hilfe von Vormündern oder Verwandten zu erhalten; einige hatten Angst, dass sie dadurch selbst in Schwierigkeiten geraten könnten. So mußten einige Kinder abreisen, was uns ein großer Schmerz war; unter ihnen war Edgar Zimmermann,

Heinz Schultheiß, die vier Hellwigkinder. Auch unser kleiner „Zigeunerbub“ Erhard wurde von seinem Vater abgeholt, wie ich schon früher erzählte. Dasselbe geschah mit Monis kleinem Ulala, der auch vom „fahrenden Volk“ abstammte. Das war ein kurzer, trauriger Abschied. Ulala soll später in einer Erziehungsanstalt gestorben sein. Um so glücklicher waren wir für jedes Kind, das Anfang Januar 1934 mit Lene Schulz und Annemarie Wächter in ein Kinderheim in die Schweiz abreisen konnte. Als der Nazilehrer nach Weihnachten erschien, waren keine Schulkinder mehr da!

Natürlich brachte uns das alles mehr Schwierigkeiten ein. Jugendliche in Deutschland ausbilden zu lassen, war uns schier unmöglich. Alle mußten ihre Ausbildung abbrechen oder konnten nicht beginnen, da alles „gleichgeschaltet“ war; das bedeutete: Jeder hatte sich den von den Nazis eingerichteten Verbänden, der Hitlerjugend oder anderen Naziorganisationen anzuschließen. Die meisten Jugendlichen taten es mit großer Begeisterung, da ihnen viel geboten wurde.

„Der Jugend gehört die Zukunft!“ war das Schlagwort.

Noch viele andere Erschwernisse wurden uns auferlegt. Unser Gästebetrieb wurde sehr eingeschränkt. Niemand durfte über Nacht bleiben. Wir durften nur Gäste haben, die sich wenigstens für ein halbes Jahr als „Mitglieder“ verpflichten mußten. Das war jedoch schwierig, da man oft nicht gleich wissen konnte, wer sich verpflichten würde.

Ferner wurde unsere finanzielle Lage sehr erschwert. Einmal sollten wir die uns geliehene Hauszins-Hypothek von 15.000 Mark, die uns auf zwanzig Jahre geliehen worden war, binnen

14 Tagen zurückerstatten. Woher das Geld dafür nehmen? Wir durften unsere Bücher und Schriften, auch unsere Drechselwaren nicht mehr verkaufen. Staatliche Zuschüsse, solche für Schulen und „Landarme“ (die verschiedenen Landstreicher, die bis dahin häufig kamen), fielen sofort aus. So hatten wir eigentlich gar keine Einnahmen mehr. Von den landwirtschaftlichen Produkten konnten wir kaum etwas verkaufen, da wir dieselben für den großen Haushalt von damals 180 Menschen allzu nötig brauchten.

Eine besondere Freude erlebten wir aber in diesen Jahren dadurch, dass unseren neu gegründeten Familien Babys geschenkt wurden. Das war eine besondere Ermutigung. Eberhard und ich bekamen auch unsere ersten Enkelkinder: im Mai 1932 wurde Hans und Emy-Margarets Tochter Heidi geboren, und am 20. Dezember 1933, unserem Hochzeitstag, wurde ihnen ihr zweites Kind geschenkt, Hans-Benedikt.

Im Frühjahr 1934 bat uns Anna Schmidt, die Leiterin des Schweizer Kinderheims, das unsere Kinder freundlicherweise für eine kurze Zuflucht aufgenommen hatte, die Kinder wieder abzuholen. So wurden Eberhard und ich geschickt, um einen Platz zu suchen. Eberhard hatte immer noch einen Gipsgehverband, und das viele Reisen in dieser Zeit tat ihm nicht gut. Wir reisten in das Fürstentum Liechtenstein, das zwischen der Schweiz, Österreich und Deutschland gelegen ist. Dort setzten wir uns unten im Tal in Schaan in ein kleines Dorfgasthaus, mitten unter die Bauern. Zuerst wollten wir einmal die Leute kennenlernen und ihren Geprächen folgen. Wir unterhielten uns nicht über Politik oder gar

Schwierigkeiten unter den Nazis, erzählten aber, dass wir hier gern ein Kinderheim haben würden.

Während des Gesprächs erwähnte jemand das Sommerkurhaus Silum, 1.500 Meter hoch gelegen, welches schon im letzten Sommer nicht mehr viel benutzt worden sei. Eberhard und ich gingen dann zum Besitzer, der geneigt war, uns das Haus zu verpachten. Das Haus war den ganzen Winter über nicht benutzt gewesen, und Weg und Steg waren total zugeschneit. Es war bereits Anfang März. Man riet uns, mit der Fahrt hinauf noch zu warten, bis wenigstens etwas Schnee weggeschmolzen wäre. Wir hatten aber keine Zeit zu warten, da die Leiterin des Kinderheims in der Schweiz ihren Platz für andere Kinder, die vorangemeldet waren, sehr benötigte. Unsere Kinder mußten daher ausziehen. Ein freundlicher Bauer aus Triesenberg erklärte sich bereit, uns mit seinem Schlitten hinaufzufahren. Wir hatten auch Adolf Braun, der gerade zum Buchverkauf in der Schweiz reiste, gebeten, mitzukommen.

Es war eine gefährliche Reise, wie uns der Kutscher selbst sagte, da das Gelände sehr abschüssig war und man durch hohen Schnee fahren mußte, ohne Weg und Steg zu sehen. Unterwegs erzählte uns der Bauer, wie viele Fuhrwerke da schon abgestürzt seien! Er meinte aber, er würde den Weg wohl finden. So fuhren wir diese abenteuerliche Straße hinauf, nicht ganz ohne Bangen, doch in dem Bewußtsein, für die Kinder einen Platz finden zu müssen. Es ging auch soweit gut, nur konnte uns der Fuhrmann nicht ganz bis zum Kurhaus hinaufbringen. Durch tiefen Schnee und tiefe Löcher

mußte Eberhard sich mit seinem Gipsverband durchfinden. Oben angelangt, fanden wir den Besitzer des Kurhauses. Wir gingen mit ihm durch das Hotel und betrachteten dabei die Möglichkeiten des Hauses. Es war nicht alles perfekt, besonders, was die Heizung betraf. Doch es war ein herrlicher Platz, umgeben von hohen Schneebergen der Alpen. Auch standen in der Nähe, einige Minuten höher hinauf, etliche Almhütten und ein sogenanntes Schweizerhäuschen. Diese konnten wir eventuell mieten und dadurch für etwa 100 Leute Platz schaffen.

Der steile Rückweg war besonders gefährlich, da die Spuren unseres Schlittens schon wieder fast zugeweht waren. Bevor wir aber den Rückweg antraten, wurde durch Händeschütteln mit dem Besitzer des Kurhauses fest vereinbart, dass wir das schöne Silum-Hotel sobald wie möglich beziehen würden. Er sagte uns dann den Jahrespreis und verlangte die Anzahlung des halben Preises. Für uns, die wir nichts hatten, bedeutete das eine hohe Summe, etwa 1.500 Franken, und das Geld mußte bald zur Verfügung sein. In der Nacht hatte ich einen schweren Traum, wohl aus Angst, das Geld nicht rechtzeitig zu bekommen, ich träumte, dass wir alle den Berg heruntergepurzelt seien.

Am nächsten Morgen fuhren Eberhard und ich nach Chur, wo wir Freunde besuchen wollten. Eberhard ging nicht überall mit mir hin. Wegen seines noch schwachen Beines hätte er ein Auto nehmen müssen, und wir hatten ja kein Geld. So trennten wir uns einige Male, und ich besuchte Julia Lerchy im Krankenhaus. Sie war den Sommer vorher auf

dem Rhönbruderhof gewesen und hatte dort mit einer Reihe anderer Gäste Eberhards fünfzigsten Geburtstag mitgefeiert.

Julia lag wegen einer Rückenerkrankung fest auf dem Rücken, doch war sie sehr lebendig und anteilnehmend. Recht erschrocken war sie über das, was ich ihr von den Ereignissen berichten mußte, die uns seit ihrer Abreise im August 1933 betroffen hatten. Ich beschrieb ihr unsere Lage. Sie erinnerte mich daran, wie wir noch im Sommer so mutig weitergebaut, wie wir den Eßsaal erweitert hatten und deshalb Hardys Verlobung mit Edith Boecker auf dem Trockenboden feiern mußten. Es hatte sie recht beeindruckt, dass trotz aller Schwierigkeiten, die uns auferlegt wurden, bezeugt wurde: Wir wollen so aufbauen, als ob wir immer an diesem Platz leben würden, aber auch bereit sein, jederzeit alles zu verlassen. Wir erinnerten uns auch an ein Wort Luthers, der Ähnliches gesagt hatte: „Wenn ich wüßte, dass morgen die Welt unterginge, so würde ich heute noch mein Apfelbäumchen pflanzen!“

Als ich mich von Julia verabschiedete, bat sie mich, noch einmal am Nachmittag mit Eberhard zu kommen. Eberhard und ich hatten dann eine schöne Aussprache mit der Kranken, in der sie uns auch sagte, dass sie zum Bruderhof aufbrechen wollte. Beim Abschied drückte sie uns einen Briefumschlag in die Hand. Als wir ihn draußen öffneten, fanden wir – zu unserer großen Freude und Dankbarkeit Gott gegenüber – 8.000 Franken darin. Das war uns gerade in diesem Moment gegeben und von jemandem, von dem wir es gar nicht erwartete hatten. Nun konnten wir die erste Rate für das Kurhaus bezahlen, auch den Umzug, Lebensmittel

und Heizungsmaterial, und konnten außerdem den größten Teil der Summe dem schwer bedrängten Rhönbruderhof schicken. Ich schämte mich meines Kleinglaubens, der sich in dem vorherigen Traum ausgedrückt hatte.

Der Umzug der kleinen Schar von 10 bis 12 Kindern mit Erwachsenen aus dem Kinderheim in der Schweiz fand mit Adolf Brauns Hilfe statt. Eberhard und ich besuchten noch Freunde aus der religiös-sozialen Bewegung. Wir gingen auch zum ersten Mal nach Essertines, wo wir noch Madame Rossier, die Frau des ersten Gründers der Gemeinschaft, antrafen. Durch ihren echten Gemeinschaftssinn machte sie auf uns einen recht starken Eindruck, und wir waren froh, sie kennenzulernen. In zwei Punkten waren wir nicht derselben Meinung: Sie vertraten die Ehelosigkeit, da wir in dieser ersten Zeit nur dem Reiche Gottes zu leben hätten. Ehe wurde als Ablenkung empfunden. Deshalb lebten auch die schon verheirateten Paare nicht zusammen. Schwerwiegend empfanden wir die Einstellung zum Waffendienst: sie bejahten den Verteidigungskrieg.

Was uns aber besonders beeindruckte, war ihre Einstellung zur Gemeinschaftsarbeit. So wurde auch bei inneren Aussprachen ruhige Arbeit verrichtet, Körbe für den Markt geflochten, Zwiebeln in langen Reihen geflochten und so weiter. Das empfanden wir gar nicht störend, da wir erlebten, wie ihre Anteilnahme an den Aussprachen doch konzentriert war. Beim Abschied gab uns Madame Rossier für den Anfang auf dem Almbruderhof noch eine gute materielle Hilfe an Geld und Lebensmitteln.

Bevor wir nach Liechtenstein zurückfahren besuchten wir auch Mutter Mathis, genannt „Nona“. Sie hatte unseren Hans-Hermann, der an einer Lungentuberkulose erkrankt war, während der Wintermonate sehr liebevoll gepflegt. Er hatte sich gut erholt, und jetzt konnten wir unseren Jungen nach dem neuen, nun Almbruderhof genannten Platz mitnehmen.

Es folgten ganz wunderbare Tage des Wiedersehens mit unseren Kindern und etlichen Jugendlichen, die nach und nach eintrafen. Was war das für ein Begrüßen! Den Fängen der Nazis entronnen!

Nun wurden auch Familien zur Hilfe vom Rhönbruderhof zum Almbruderhof herüberschickt: Kleiners und Zimmermanns, auch einige junge Leute. Hardy kam aus England, um jetzt in Zürich weiterzustudieren, und mit ihm eine Gruppe Engländer, die er kennengelernt hatte. Auf dem Fundament der Bergpredigt wollten sie das neue Leben mit uns wagen. Es waren Arnold und Gladys Mason als ganz junges Ehepaar, Kathleen Hamilton (später Hasenberg) und Winifred Bridgwater (später Dyroff).

Es war eine recht bewegte Zeit – wir hatten ja niemals zuvor Gäste aus England gehabt, die sich anschließen wollten, und es gab tiefgehende Aussprachen mit ihnen, obwohl wir fast alle unser Schulenglisch mehr oder weniger vergessen hatten. Hardy war unser Übersetzer und verstand, alles sehr gut zu übermitteln. In guter Erinnerung ist mir, wie sie ihr Hab und Gut abgaben, besonders zwei Ringe mit kleinen Diamanten, wohl die Verlobungsringe des jungen Paares.

In diesem Sommer 1934 fand auch die Hochzeit von Hardy und Edith statt. Sie hatten sich als Studenten in Tübingen kennengelernt. Diese Hochzeit war für uns alle ein großes Erlebnis. „Christus, das Haupt“ war das Thema, das Eberhard besonders für diese Hochzeit gewählt hatte. Als verheiratetes Paar studierten dann beide in Zürich, wo sie auch alte Handschriften in Bibliotheken abschrieben.

Eberhard und ich konnten nicht länger auf dem Almbruderhof bleiben. Wir fühlten sehr stark, dass wir dahin gehörten, wo die Not und die Gefahr am größten waren. So erlebten wir den Winter 1934/35 auf unserem alten Rhönbruderhof. Auch unsere Silberhochzeit durften wir dort in großer Freude mit der Bruderschaft zusammen feiern. Ein großer Kranz aus Silberdisteln, der mit fünfundzwanzig langen weißen Kerzen besteckt war, hing in der Mitte des Eßsaales. Viel Liebe wurde uns von allen Seiten entgegengebracht. Eberhard hatte ein kleines Heft für mich zusammengestellt und nannte es „Die Hochzeiter“. Es war der letzte Hochzeitstag, den wir zusammen feiern durften.

Zur selben Zeit kam ein Anruf von Heini vom Almbruderhof mit der Frage, ob er sich mit Annemarie Wächter verloben dürfe. Dies kam uns nicht ganz unerwartet. Was für eine Freude erlebten wir an diesem Weihnachtsfest: Heinrichs Verlobung, unsere Silberhochzeit und auch mein fünfzigster Geburtstag. Dies alles steht in sehr lebendiger Erinnerung vor mir. Inmitten einer schweren und dunklen Zeit, in der viele Menschen zu leiden hatten, durften wir noch so erfüllte Tage erleben.

Sehr bald nach Weihnachten kam die Militärdienstfrage auf. Deutschland sollte anfangs 1935 wieder militarisiert werden, das konnte man in allen Tageszeitungen lesen. Wir brauchten nicht lange zu warten: Am 16. März 1935 rief Hans Meier, der sich in der Schweiz befand, an und teilte uns mit, dass dieses Gesetz nun in Kraft treten würde und die ersten Jahrgänge sich eintragen lassen sollten.

Noch in derselben Nacht hatten wir eine lange Bruderschaftssitzung, in der wir uns klar machten, was wir zu tun hätten. War jetzt die Stunde gekommen, für den Widerstand zu leiden? Oder sahen wir unsere Aufgabe darin, weiter aufzubauen, zum Beispiel zunächst auf dem Almbruderhof, wo sehr nötig Männer für die Arbeit gebraucht wurden? Es handelte sich damals, soviel ich mich erinnere, um siebzehn, die sich früher oder später zum Militärdienst zu melden hatten, unter ihnen auch einige Novizen. Nach längerem Schweigen, in dem wir Gott um die rechte Weisung für diese Stunde baten, entschlossen wir uns, die betroffenen Brüder noch in derselben Nacht auf verschiedenen Wegen zum Almbruderhof per Bahn, per Fahrrad oder gar zu Fuß zu schicken. Wir hätten ja auch nicht die Mittel gehabt, alle per Bahn reisen zu lassen.

Am nächsten Morgen war es sehr still auf dem Hof. Keine Schulkinder mehr! Und fast keine jungen Brüder mehr, wenigstens keine deutscher Staatsangehörigkeit. Wir hörten dann bald, dass alle gut angekommen seien, und dass es jedesmal ein großer Jubel gewesen sei, wenn wieder jemand eingetroffen war.

Da nun verschiedene der jungen Väter wegen der Militärdienstfrage in jener Märznacht nach dem Almbruderhof abgereist waren, entschlossen wir uns, einen billigen Omnibus zu nehmen, um die Familien nachreisen zu lassen. Mütter mit ihren kleinen Kindern gehörten zu der Reisegruppe. Elisabeth Zumpe, Renata Zimmermann, Michael Gneiting, Hans Martin wurden je zu zweit in ein Körbchen gelegt. Verschiedene Krabbel- und Kindergartenkinder waren dabei sowie einige ältere Leute und besonders Helfer. Auch ich, die ich den Hausmutterdienst versah, reiste mit.

Es war ein ziemlich großes Unternehmen. Früh am Morgen begann die Fahrt in dem sehr holprigen, kaum gefederten Omnibus. Da ging es manchen Kindern recht schlecht, und wir mußten oft anhalten. Als wir etwas vor Mitternacht an die Grenze kamen, wurde uns die Durchfahrt zunächst verweigert. Telefongespräche gingen hin und her; schließlich wurden wir durchgelassen. Wieder ein Sieg errungen!

So glücklich wir auch mit der neuen Gemeinschaft in Liechtenstein waren, hielten wir doch weiterhin Ausschau nach einem Platz, wo wir außerhalb Deutschlands aufbauen könnten. Zum einen gehörte Silum uns ja garnicht – wir hatten es nur gemietet – und zum anderen gab es dort keine große Ausdehnungsmöglichkeit, da das Gelände außerordentlich steil war. Auch wußten wir nicht, wie lange wir noch in Deutschland mit unserm Friedenszeugnis geduldet werden würden.

Im Frühjahr 1935 wurde Eberhard von der Bruderschaft gebeten, nach Holland und England zu fahren. Vor allem sollte er nach neuen Möglichkeiten für einen besseren

Platz für die Gemeinschaft suchen, aber auch Geldmittel für bessere Lebensmöglichkeiten für die Almbruderhöfer verschaffen. Weil Eberhards Beinbruch noch nicht geheilt war, wurde Hardy gebeten, als Begleiter mitzureisen. Er hatte nämlich gute Beziehungen in England, die er während seines Studienjahres angeknüpft hatte.

Zu Beginn der Reise, die zunächst nach Holland führte, waren beide, Eberhard und Hardy, sehr beeindruckt von der Warmherzigkeit der Menschen, die sie dort trafen.

Obwohl sie auch in England herzlich aufgenommen wurden, geht aus einem zusammenfassenden Bericht Hardys stark hervor, wie schwer diese ganze Reise für Eberhard gewesen ist. Sein Bein war noch nicht geheilt, und da wir keine Geldmittel hatten, mußte er oft weite Strecken zu Fuß zurücklegen. Auch fanden sie bei vielen Menschen kein Verständnis für die so schwer kämpfende Bruderschaft, die besonders auf dem Rhönbruderhof täglich gefährdet war.

Als Eberhard von England zurückkehrte, kam er zuerst zum Rhönbruderhof und fuhr jedoch bald zum Almbruderhof weiter. Er hatte ja hauptsächlich für den Aufbau dieses Platzes Hilfeerhalten. Von den Quäkern war eine beträchtliche Summe für den Bau eines Gewächshauses gegeben worden. Wegen des kurzen Sommers in der Höhenlage von 1.500 Metern war ein Gewächshaus, in dem man Gemüse ziehen konnte, durchaus nötig. Nachdem der Kauf getätigt war, überlegten wir, wie der Restbetrag am besten für die Gemeinschaft angelegt werden könnte. Wir entschlossen uns, unten im 1.000 Meter tiefergelegenen Rheintal Land zu pachten. In diesem Tal

erzielten wir sehr schöne Gemüseernten. Sehr anstrengend aber war für die Brüder das oft tägliche Auf- und Absteigen. Ich erinnere mich noch, wie Fritz Kleiner, der die Umwege mit den vielen Kurven scheute, auf direktem Wege den steilen Bergabhang hinunterkletterte. Einer der Brüder rief ihm nach: „Aber du wirst doch nicht diesen steilen, felsigen Berg hinuntergehen!“ Fritz antwortete nur: „Wir wollen doch nicht den Weg nehmen, den alle Welt geht.“ Und auf und davon war er!

Nach einem kurzen Besuch auf den Rhönbruderhof während der Pfingstferien, kam Eberhard bald wieder nach Liechtenstein zurück, da es hier auf dem neu gegründeten Bruderhof manchen Kampf gab. Auf der einen Seite ging es um das jetzige Huttertum mit seinen Diensten und Ämtern, seinen Ordnungen und Gebräuchen, auf der anderen Seite um die durch den Geist sich frei entwickelnde Gemeinde. Diese Spannung verursachte mancherlei Not. Schließlich kam es soweit, dass einige nur noch hutterische Lehren und Schriften lesen wollten, während andere nur lesen und hören wollten, was der Geist heute zu den Menschen spricht. Manche, wie ich, standen zwischen den beiden Extremen. Ich hatte großes Verständnis für das, was im Huttertum gewachsen war; doch wollte ich auch keinesfalls das vermissen, was in all den Jahren immer wieder so lebendig bei uns eingebrochen war. In einer Ansprache auf dem Rhönbruderhof sagte Eberhard einmal: „Wenn wir nur noch die alten, ihm kostbaren Lehren der Hutterer lesen wollen und sie den Menschen vorsetzen: ‚Friß Vogel oder stirb‘, dann werde ich nicht mehr mitmachen!“

So mußten wir immer wieder gegen Moralismus und Gesetzlichkeit ankämpfen, und doch brachte der Geist auch neue Freude und neue Kraft. Zwei besondere Ereignisse in dieser Zeit waren die Hochzeit von Christian Löber und Sophie Schwing, das letzte Paar, das von Eberhard getraut wurde. Im Frühjahr 1935 kam Eberhards Neffe, Hermann Arnold zu uns. Gewissensgründe hatten ihn überzeugt, dass er die SA, Hitlers Sturmtruppe, verlassen mußte. So schloß er sich der Gruppe junger Männer auf dem Almbruderhof an. (Hermanns Vater, Eberhards Bruder Hermann, war im Ersten Weltkrieg gefallen. Hermanns Mutter, unsere Tante Käthe, kam später auch und unterrichtete sechzehn Jahre lang in unserer Schule bis zu ihrem Tode 1956 in Paraguay).

In diese Zeit fiel die Geburt unseres ersten Enkelsohnes in Hardys Familie, Eberhard Klaus. Am dritten Tag bekam Edith, die Mutter, eine schwere Venenentzündung und Kindbettfieber. Ihr Leben war sehr bedroht; oft sah es aus, als wenn es auslöschen würde. Edith wohnte in einer unserer Almhütten; die Pflege war recht schwer. Dem Kleinen ging es gut. Er schaute sich mit seinen unschuldigen Augen in der Welt um, nicht wissend, was um ihn herum vorging. Ediths schwere Krankheit hing mit dem inneren Kampf der Gemeinschaft eng zusammen und wurde zur selben Zeit durchgekämpft. Wir sahen in beiden Fällen, dass das Leben von Todesmächten bedroht wurde, die jeden Einzelnen von uns bis ins Innerste trafen. Dieser Kampf dauerte wohl einige Wochen. Die Lebenskraft, die bei Edith siegte, wurde gleichzeitig siegreich über die uns bedrohenden Todesmächte

des Gesetzes, in das wir in Gefahr waren hineinzuschlittern. Die Freiheit, wie sie in Römer 8 uns immer wieder gegeben wurde, siegte auch hier! Ja, in all den folgenden Jahren ist dieser Kampf immer wieder erneut unter uns gewesen.

12: Eberhards letzter Kampf

Kurz nach Eberhards 52. Geburtstag, den wir noch auf dem Almbruderhof feiern durften, kehrten wir beide nach Deutschland zurück. Für unseren Abschied hatte die Jugend das schöne Spiel von Tolstoi „Wo Liebe ist, da ist auch Gott“ in der Hausgemeinschaft aufgeführt.

In den letzten Tagen vor unserer Abreise vom Almbruderhof liebte es Eberhard sehr, sich durch ein gutes Fernrohr, das Hans Boller mitgebracht hatte, die Sternenwelt anzugucken. Wir beide haben uns oft in diese größere Welt vertieft, anstatt die kleine Erde, unseren Planeten, als den Mittelpunkt des großen Schöpfer-Gottes zu betrachten. Eberhard zeigte mir Saturn, den Planet, der mit vielen Lichtkreisen umgeben ist. Ich erinnere mich an Gespräche mit ihm, in denen uns Fragen beschäftigten wie: Wo befinden sich unsere Verstorbenen? Dachte Eberhard wohl daran, dass er vielleicht bald auf einem dieser Sterne sein würde?

Diese Gedanken der großen Sternenwelt, die er in jener Zeit vorlas und über die er sprach, auch einige Visionen der Propheten Daniel und Hesekiel, zusammen mit der Offenbarung des Johannes, beschäftigten uns oft. Wir spürten den Zusammenhang zwischen dem Lauf der geschichtlichen Stunde, in der wir lebten, und der Zukunft der Weltgeschichte.

In manchen Gemeindestunden, unseren inneren Zusammenkünften, wurden wir auf die große Zukunft Gottes hin-

gewiesen. Es war ein tiefer Schmerz für Eberhard, dass wir oft zu klein, ja viel zu erbärmlich waren, um alles Geschehen in einem größeren Licht mit den Augen Gottes zu sehen. Eigentlich war nichts besonders Schlimmes passiert. Aber es war zu wenig Gehör oder Gespür für die Sprache Gottes in unserer Zeit zu merken. Eberhard versuchte, uns aufzurufen. Er tat dies durch die alte Märtyrergeschichte des 16. Jahrhunderts, durch die ganze Weltlage und auch durch die spezielle Lage Deutschlands in der Zeit der Tyrannei. Doch hatte man im Moment keine offenen Ohren und war nicht aufnahmefähig für das, was diese Zeit uns zu sagen hatte.

Eberhard und ich reisten in diesem Herbst noch mehrmals hin und her zwischen den Bruderhöfen, und diese Reisen waren nicht ohne Gefahr. Eberhards Bein verursachte immer noch erhebliche Schmerzen. Trotz des Gipsverbandes war es schlecht zusammengeheilt, und das Laufen war sehr mühsam.

Bei unserer Rückkehr zum Rhönbruderhof Mitte Oktober 1935 fanden wir denselben schläfrigen, seelischen Geist, gegen den wir mit dem Kreis auf dem Almbruderhof so sehr gekämpft hatten. Nach außen hin schien alles in Ordnung: die Gemeinschaft funktionierte, die Menschen arbeiteten schwer und im allgemeinen kamen die Geschwister gut miteinander zurecht. Aber darunter war kaum mehr etwas von dem früheren Feuer zu spüren, das uns einmal zusammengeführt hatte. Stattdessen gab es unterschwellige Gefühle der Unzufriedenheit, Auseinandersetzungen über die kleinsten praktischen Fragen und – was Eberhard am meisten

beunruhigte – eine lähmende religiöse Selbstzufriedenheit, und dies in einer Zeit, in der wir von außen um unseres Geisteszeugnisses willen so stark bedroht wurden! Man wurde an den Kampf in Gethsemane erinnert, wo Jesus in der Stunde seines größten Leidens seine drei liebsten Jünger immer wieder schlafend vorfand.

Der Kampf um die innere Erneuerung entwickelte sich bald zu einer ausgewachsenen Krise, und zuletzt wurde uns allen klar, dass wir, wenn es so weiterging, keine Bruderschaft mehr waren. Die Bruderschaft wurde mit der Zustimmung aller aufgelöst. Wohl sollten innere Stunden abgehalten werden, aber schweigend. Jeder sollte in sich gehen und den Geist der Erweckung, den vereinigenden Geist suchen. Es war eine bitterernste Stunde, als wir diesen Beschluß fasten.

Zu unserer Ermutigung und Hilfe wurden uns vom Almbruderhof Georg und Moni, Fritz und Martha geschickt. Sie kamen am 12. November auf dem Rhönbruderhof an, kurz bevor Eberhard nach Darmstadt abreisen mußte. Dr. Paul Zander, ein Chirurg und Freund, den wir seit 1907 kannten, hatte angeboten, Eberhards Bein zu untersuchen. Fritz und ich konnten ihn auf dem holprigen Wege bis zur Waldecke begleiten. Von dort brachte ihn ein Taxi zum Bahnhof. Wer hätte gedacht, dass das Eberhards Abschied für immer sein würde?

Nun folgten schwere Tage. Schon am nächsten Tag informierte uns Dr. Zander, dass er eine Operation für unumgänglich ansähe. Das Bein sei überhaupt nicht geheilt und könnte jeden Moment zusammenbrechen. Der Eingriff

sollte am Sonnabend, den 16. November, vorgenommen werden.

Am Tage vor der Operation fuhr ich nach Darmstadt, um Eberhard beizustehen. Er war im Krankenhaus in einem Zimmer dritter Klasse mit drei anderen Patienten zusammen. Dort lag er im Bett mit einem gestreiften Anstaltshemd und war eifrig dabei, einen Brief an Hans Zumpfe zu schreiben. Ich fragte ihn, ob er nicht lieber nach all den Anstrengungen ein Einzelzimmer haben wollte. Seine Mutter hatte ausdrücklich darum gebeten und hatte Geld für diesen Zweck geschickt. Er antwortete, dass er bei den Menschen sein wollte!

Die Operation war viel schwieriger, als Dr. Zander gehofft hatte. Es gab unvorhergesehene Komplikationen, und da nur örtliche Betäubung angewendet wurde, hatte Eberhard den ganzen Vorgang bewußt miterlebt. „Zersägt, zerhackt und zugenäht haben sie mich“, sagte er zu mir.

Das war ein harter Kampf, die ganze folgende Woche! Eberhard hat nicht mehr viel gesprochen. An Schmerzen hat er kaum gedacht. Doch lag ihm das Zeugnis sehr am Herzen, das Zeugnis von Jesus Christus, sein Leben, seine Worte, sein Sterben und Auferstehen und die Ausgießung seines Geistes in Jerusalem mit allen Auswirkungen! Seine Liebe zu Christus drückte er oft aus: „Der liebe Christus!“ Er sagte zu mir: „Wenn du nach Hause kommst, frag jeden einzelnen: „Warum liebst du Christus?“

Oft lebte er aber schon ganz in der anderen, größeren Welt. Einer der Leute, die mit ihm das Zimmer teilten, erzählte mir nach seinem Tode: „Er hatte es immer mit Gott, mit der

Sternenwelt und der Sonne zu tun, darüber phantasierte er des Nachts“. Als sich seine Gedanken in den letzten Tagen öfter verwirrten, sagte er zu mir: „Gib doch der jungen Konfirmandin ein gutes Buch zu lesen!“ Ich sagte ihm, es sei doch niemand da, aber er meinte, es hätte doch gerade jemand im weißen Kleide dort gegessen.

Am Bußtage, zwei Tage vor seinem Tode, fragte er mich mit lauter Stimme: „Hast du gelesen ob Hitler und Göbbels Buße getan haben?“ Ich antwortete ihm, ich hätte nichts darüber in der Zeitung gelesen, doch sollte er darüber nicht so laut in anderer Leute Gegenwart sprechen. Das ereiferte ihn noch mehr, so dass er diese selbe Frage ganz laut in den Saal hineinrief, ob Hitler und Göbbels Buße getan hätten!

Am späten Nachmittag des 21. November erschien Frau Zander. Sie war sehr niedergeschlagen und bat, alleine mit meiner Schwester Monika zu sprechen, die ein paar Tage zuvor zu uns ins Krankenhaus gekommen war. Später fand ich beide weinend im Schwesternzimmer, und sie sagten mir, dass Eberhards Bein nicht mehr zu retten sei. Es wäre vollkommen kalt und leblos. Ich regte mich schrecklich auf und war ganz außer mir. Müßten sie das Bein wirklich in Höhe des alten Bruches amputieren, wie Dr. Zander vorschlug? Würde Eberhard diese zweite Operation überleben können? Würde er je wieder laufen können? Frau Zander versicherte mir, dass sein Leben nicht in Gefahr sei.

Eberhard hatten sie noch nichts von der geplanten Amputation gesagt. So ging ich zu ihm und versuchte, ganz ruhig zu bleiben. Er bat mich, ihm doch etwas vom

kommenden Advent vorzulesen. Ich las das erste Kapitel des Johannes-Evangelium. „Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit“. In der Nacht wollte er alleine sein. Bevor ich ging sprach er noch von unserem Rhönbruderhof und sagte: „Ich werde in alle Ewigkeit an euch denken!“

Da Eberhard an diesem Abend starke Beruhigungsmittel bekam, gingen Moni und ich in unser Quartier zurück, doch baten wir die Nachtschwester, uns zu rufen, falls Eberhard nach uns fragen sollte oder wenn sich etwas besonderes ereignen würde. Es war eine schreckliche Nacht; es war, als ob eine schwarze Wand sich vor mir aufbaute. Monika und ich sprachen und lasen die ganze Nacht hindurch. Wir versicherten einander immer und immer wieder, was Dr. Zander gesagt hatte: dass Eberhards Leben nicht in Gefahr sei. Doch tief im Inneren ließ mich der Gedanke nicht los, dass dieses schreckliche Opfer von mir verlangt werden könnte.

Am anderen Morgen, dem 22. November, ging ich mit Moni sehr früh zu Eberhard. Er schlief noch. Gegen 10.30 Uhr kam Dr. Zander herein, untersuchte Eberhard und brachte ihm schonend bei, dass das Bein nicht zu retten wäre. Eberhard fragte, ob die Operation nicht um weitere vierundzwanzig Stunden verschoben werden und das Bein noch mit warmen Umschlägen und Heißluft behandelt werden könne. Aber Dr. Zander antwortete: „Der Chirurg muß die rechte Zeit für die Operation bestimmen; morgen könnte es zu spät sein“. Eberhard war ganz gelassen und sagte nur: „Der Chirurg muß es wissen, und es geschehe Gottes Wille“.

Nun begann die schicksalhafte Operation. Ich saß und wartete – die Zeit schien endlos. Moni erhielt als Krankenschwester die Erlaubnis, bei der Operation anwesend zu sein. Die Nachrichten, die durch sie aus dem Operationssaal drangen, klangen nicht gut. Die Operation dauerte länger, als die Ärzte vorausgesehen hatten.

Inzwischen waren Hans und Emy-Margret vom Almbruderhof eingetroffen. Nach einem Telefongespräch auf die Bitte hin, doch gleich zu kommen, hatten sie noch am Abend ein Auto genommen, um auf dem schnellsten Wege zu uns zu kommen, der Nebel war so dicht, dass sie kaum durchkommen konnten. Sie fanden ihren Vater noch lebend vor, aber er kam nicht mehr zum Bewußtsein. Doch empfanden wir stark, dass er bei Liedern, die wir ihm sangen, irgendwie dabei war. Wir sahen, wie ihm die Tränen herunterliefen, als wir sangen: „Ich will dich lieben, meine Stärke“, „Jesus ist der Siegesheld“, „Weichet Sünde, Tod und Fluch“. Aber er hat nichts mehr gesagt.

Um vier Uhr Nachmittags, am 22. November, schlief er friedlich ein. Seine Aufgabe, sein Auftrag waren zu Ende. Unfaßbar! Dass es so kommen würde, hätten wir nicht erwartet, obwohl wir in diesen letzten zwei Jahren damit gerechnet hatten, dass er einmal nicht mehr unter uns sein würde.

Eberhards Beerdigung fand am 25. November auf dem Rhönbruderhof statt, gefolgt von einem besonderen Gedächtnismahl. Gleich danach fuhren Emy-Margret, Monika und ich zum Almbruderhof. Bei unserer Ankunft

trafen wir dort fast alle unsere jungen Leute, auch unsere drei Söhne Hardy, Heini und Hans-Hermann. Sie alle durften Deutschland nicht betreten, weil sie sonst sofort eingezogen worden wären.

Es ist schwer, die Bedeutung von Eberhards Leben in Worte zu fassen – weder für mich als seine Frau und Mitkämpferin noch für die vielen anderen, die ihn kannten und liebten.

Etwa zwei Jahre vor seinem Tode hatte Eberhard zu einer Gruppe von Gästen über sein früheres Leben und sein eigenes Suchen gesprochen. Es scheint mir geeignet, hier wiederzugeben, was er damals sagte:

Ich möchte einmal etwas ganz Persönliches erzählen. Ein Kreis junger Menschen versammelte sich sehr oft um mich und ich versuchte, in Bibelstunden, in Vorträgen und persönlichen Aussprachen die Menschen zu Jesus zu führen. Dann kam eine Zeit, in der das nicht mehr genügte. Es war eine sehr schwere Situation, in der ich mich befand. Ich habe mich tief unglücklich gefühlt. Ich erkannte immer mehr, dass dieses persönliche Sich-den-Menschenseelen-Widmen nicht das ausschöpft, was Jesus wirklich wollte, was Gottes Wille wirklich und wahrhaftig ist. Von dieser Zeit erkannte ich mehr und mehr die Not der Menschen, ihre leibliche und seelische Not, ihre materielle und ihre gesellschaftliche Not, ihr Verachtet- und Erniedrigtsein, ihr Ausgesogen- und Ausgenutztsein, ihr Geknechtet- und Versklavtsein. Ich erkannte die ungeheure Macht des Mammons, des Unfriedens, des Hasses und des Schwertes. Ich erkannte den harten Stiefel auf dem Nacken des Unterdrückten. Das muß man gefühlt und erlebt haben. Sonst könnte man denken, das seien nur übertreibende Worte. Es sind Tatsachen.

Dann, in den Jahren von 1913 bis 1917 habe ich gesucht. Ich habe geseufzt und gerungen um ein tieferes Verständnis der Wahrheit. Es war mir klar, dieses rein Persönliche schöpft Gottes Wesen nicht aus. Auch

die Anwendung dieses persönlichen Christentums, in dem ich mich um andere einzelne persönliche Menschen kümmere, dass sie ebenso wie ich zu dem persönlichen Christentum kommen, auch das schöpft den Willen Gottes nicht aus.

Das war ein schwerer Kampf in diesen vier Jahren: ich habe nicht nur in den alten Schriften, in der Bergpredigt Jesu und in anderen Worten, die wir aus den gewaltigen Erweckungszeiten haben, gesucht und geforscht; ich versuchte vor allen Dingen, auch die Lage des Proletariats, der unterdrückten Menschheit, der heutigen Gesellschaftsordnung durch Anschauung und durch Bücher kennenzulernen und mich in ihr Leben einzufühlen. Ich wollte einen Weg finden, der dem Weg Jesu, dem Franz von Assisi und auch dem Weg der Propheten entspreche.

Kurz vor dem Ausbruch des Krieges schrieb ich an einige Freunde: „Ich kann nicht mehr so weiter. Ich habe mich bisher der einzelnen Menschen angenommen, das Evangelium gepredigt und versucht, in diesem Sinne Jesus nachzufolgen. Ich muß einen Weg finden, dass ich zu einem wirklichen Dienst an den Menschen komme, zu einer Hingabe, die nicht nur eine seelische Begegnung mit den einzelnen Menschen ist, sondern die auch im wirklichen Leben ein Denkmal aufrichtet, dass daran die Sache, um die es geht, erkannt wird, die Sache, für die Jesus gestorben ist“.

Der Krieg ging weiter und man erfuhr immer schauerlichere Schrecken. Man sah, wie die Menschen nach Hause kamen. Ein jugendlicher Offizier, dem beide Beine abgeschossen waren, kam zu seiner Braut und hoffte, bei ihr die Pflege zu finden die ihm Not tat. Da gab sie ihm den Bescheid: „Ich habe mich mit einem verlobt, der einen gesunden Körper hat“.

Dann kam die Hungersnot über Berlin. Es wurden Rüben gegessen, morgens, mittags und abends. Und wenn Menschen sich in ihrer Not und in ihrem Hunger an die Behörden um Geld oder Lebensmittel wandten, so hieß es: „Wer Hunger hat, frißt Kohlrüben!“ Dagegen war es in reichen „christlichen“ Kreisen auch mitten in Berlin noch möglich, sich eine Kuh zu halten und Milch zu haben, die die übrige Bevölke-

rung nicht mehr hatte. Und durch die Straßen fuhren Wagen mit den Körpern gestorbener Kinder, sie waren in Zeitungspapier gehüllt, da es weder Zeit noch Geld für Särge gab. Im Jahre 1917 erlebten wir, wie ein Pferd auf der Straße hinfiel und wie der Kutscher von der hungernden Menschenmasse weggetrieben wurde, und jeder dieser Proletarier sich von dem noch im warmen Blut rauchenden Pferde Fleischstücke herauschnitt, um seiner Frau und seinen Kindern etwas davon mitzubringen.

In dieser Zeit besuchte ich einmal eine arme Frau in einer Kellerwohnung. Das Wasser lief an den Wänden dieser Wohnung herunter. Die Frau war schwindsüchtig, aber ihre Verwandten wohnten mit ihr in demselben Zimmer. Es war kaum möglich, das Fenster zu öffnen; denn wenn man es tat, fiel von den Vorübergehenden der Schmutz ihrer Absätze zum Fenster herein. Ich besuchte die Frau und bat sie, mir zu erlauben, ihr eine andere Wohnung zu besorgen. Aber da hätten ihr die Frau sehen und hören sollen: „Nein, dumm laß ich mir nicht machen: wo ich gelebt habe, da sterbe ich!“ Und sie war ein lebendiger Leichnam.

Wenn man das alles erlebt hat, auch die großen gewaltigen Umwälzungen, in denen man Gelegenheit hatte, Proletarierfamilien seine Dienstwohnung mit Parkettfußböden und großen saalartigen Zimmern zur Verfügung zu stellen, da erkannte ich: Dieser Zustand ist unhaltbar!

Nun leuchtete in unseren kleinen Zusammenkünften, in den offenen Abenden in Berlin, immer deutlicher auf: Jesus ist einen wirklichen Weg gegangen und hat auch einen wirklichen Weg gezeigt, der mehr ist als ein Weg der Seelsorge. Er hat einen Weg gezeigt, der einfach sagt: „Wenn du zwei Röcke hast, dann gib dem einen ab, der keinen hat; gib dem Hungrigen zu essen und wende dich nicht von deinem Nachbarn ab, der von dir borgen will. Und wenn jemand von dir eine Arbeitsstunde fordert, dem opfere auch noch die zweite. Sorget nur dafür, dass ihr nach seiner Gerechtigkeit trachtet. Wenn du für dich Bildung und Arbeit und befriedigende Tätigkeit haben willst, dann schaffe sie auch den anderen Menschen. Wenn du eine Familie gründen willst, dann

sorge dafür, dass auch alle die anderen, die eine Familie gründen wollen, dazu die Möglichkeit bekommen. Wenn du sagst, die Gesundheit deines Leibes sei deine ethische Pflicht, dann nimm diese Pflicht auch für die Gesundheit der anderen auf dich. Was du willst, dass dir die Menschen tun sollen, das tue du ihnen. Darin besteht das Gesetz und die Propheten. Geht ein durch diese enge Pforte; denn das ist der Weg, der zum Reich Gottes hineinführt.'

Als uns das klar wurde, sahen wir, dass man dahin nur kommen kann, wenn man bettelarm wird und die ganze religiöse und sittliche Not auf sich nimmt wie Jesus; wenn man ein Leidtragender wird, leidend, weil man die Ungerechtigkeit hier siegen sieht, dann erst wird man ungeteilten Herzens, wenn man nach der Gerechtigkeit mehr hungert als nach Wasser und Brot. Dann aber wird man auch um dieser Gerechtigkeit willen, verfolgt werden. Dann erst wird unsere Gerechtigkeit besser als die der Moralisten und Theologen, weil hier aus der Baumkraft der vitalen Energie des Wachstums Gottes heraus ein neuer Geist, ein neues Feuer, eine neue Wärme uns erfüllt, weil wir den Heiligen Geist empfangen haben.

In diesem Zusammenhang wurde mir klar, dass die Urgemeinde zu Jerusalem mehr war als ein geschichtliches Ereignis, sondern dass hier die Bergpredigt wahr geworden ist.

Wenn es irgendwann nötig war, dann heute, dass wir auf den letzten Rest von Vorrechten und Anrechten verzichten, und dass wir für diesen Weg der völligen Liebe gewonnen werden, wie sie aus dem wehenden Geist sich über das Land ergießen soll, wie sie aus der ersten Gemeinde geboren wurde.

Jesus hat sich nicht nur der Seelen angenommen, sondern auch der Leiber. Er hat die Blinden sehend, die Lahmen gehend und die Tauben hörend gemacht. Er hat den Menschen gedient nach Leib und Seele. Und er hat ein Reich, eine Herrschaft Gottes prophezeit und vorausgesagt, welche die Zustände und Ordnungen der Welt völlig neu hinstellen sollte. Das zu erkennen, danach zu leben, das scheint mir das Gebot der Stunde!

13: Der Kampf geht weiter

Es ist schwer, über die Tage und Wochen nach Eberhards Tod etwas niederzuschreiben, und nicht so leicht, sich an diese Zeit zu erinnern. Wir alle waren tieferschüttert, besonders auf dem Rhönbruderhof, aber auch auf dem Almbruderhof. Vor allem mußte die Bruderschaft wiederhergestellt und neu gegründet werden.

Wie viele Gäste hatten uns noch im Sommer gesagt, dass solch ein Leben wie das unsrige nur solange bestehen würde wie Eberhard und unsere begeisterten und überzeugten Anfänger am Leben wären. Nach deren Tod würde die ganze Sache zerbröckeln. Wir hatten demgegenüber immer geantwortet, dass dies wohl bei menschlichen Einrichtungen der Fall wäre, dass aber wahre Gemeinschaft nur durch den Heiligen Geist gegründet und erhalten werden könne. Das mußte sich nun hier erweisen.

Wie ich schon am Anfang zu erzählen versuchte, war diese Gemeinschaft weder durch eine menschliche Persönlichkeit noch durch ein Nachahmen-Wollen ins Leben gerufen worden. Sie war aus der Atmosphäre der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg erwachsen, als die Menschen am Ende all ihres Wissens, ihrer vorherigen Ideale und ihrer Wirtschaftsordnung waren. Aus allen Kreisen kam damals die Frage: „Was sollen wir tun?“ Dieselbe Frage wurde jetzt, nach der unerwarteten Abberufung Eberhards wieder an uns gestellt.

Einige, darunter Hans, Georg und Fritz blieben auf dem

Rhönbruderhof zurück. Wir standen mitten im Kampf gegen viele Schwächen unter uns. Er richtete sich vor allem gegen seelisches Wesen, das ja immer sehr störend in einer Gemeinschaft ist, aber ebenso gegen Sünde und Untreue, gegen schlechtes Reden hinter dem Rücken, gegen Cliqueswesen und Freundschaftsgruppen, gegen Selbstmitleid und Bemitleiden anderer. In einer Zeit, in der wahrer Heroismus gegen Hitlergeist und falsche Religion hoch vonnöten war, waren solche Dinge kaum zu begreifen. Und in dieser Stunde verließ uns Eberhard, unser ältester Freund, Berater und Seelsorger!

So wurden wir alle auf den Plan gerufen. Das half auch mir und meinen Kindern, die ihren Vater noch so nötig hatten und besonders betroffen waren, über den Schmerz des Abschieds und des Verlustes hinwegzukommen. Und wer war nicht besonders betroffen? Ich denke an alle Kinder, die bei uns aufgenommen und auferzogen waren, aber auch an viele Jugendliche, die nun ihren väterlichen Freund und Berater verloren hatten.

Der Ruf betraf jeden. Jeder einzelne hatte sich zu erklären und zu der Frage Eberhards „Warum liebst du Christus?“ Stellung zu nehmen. Doch fanden sich einige nicht so schnell zurecht. Vielleicht hätten wir, besonders ich, einen besseren und versöhnlicheren Weg finden können. Damals habe ich noch nicht so klar wie später erkannt, dass dieselben Schwächen, Nöte, und Verkehrtheiten und Sünden auch in meinem Herzen immer wieder bekämpft werden wollen.

Trotz aller Erkenntnis unserer Schwächen und Verkehrt-

heiten und trotz des großen Verlustes, den wir durch Eberhards Abberufung erlitten hatten, fühlten wir stark den Drang weiterzubauen. In Deutschland, auf dem Rhönbruderhof, wurde unsere Lage immer schwieriger. Auf dem Almbruderhof traten trotz freundlicher, uns wohlgesinnter Nachbarn auch Schwierigkeiten auf. Wir erhielten die Nachricht, dass das kleine Ländchen Liechtenstein nicht in der Lage sei, ausländische Militärdienstpflichtige im Lande zu behalten, wenn sie von größeren Staaten – wie Deutschland – angefordert würden. Deutsche Pässe liefen ab und mußten verlängert werden. Das betraf einige, auch Hardy und Heini.

Glücklicherweise war gerade in dieser Zeit – Frühjahr 1936 – in England ein neuer Platz gefunden worden, der sich für ein Gemeinschaftsleben eignete. Wir nannten den Platz „Cotswold-Bruderhof“, und schon im Juni konnten mehrere Familien vom Almbruderhof dort einziehen. Heinrich und Annemarie, die im März geheiratet hatten, zogen am Schluß ihrer Flitterwochen auch nach England, und etwas später Hardy und Edith mit ihrem kleinen Jungen.

Das Reisen war damals nicht ohne Gefahr und unerwartete Verzögerungen. So wurde zum Beispiel, als Hardy zum Konsulat kam, um seinen Pass und andere Papiere zu bekommen, der Gruß „Heil Hitler“ von ihm verlangt. Er verweigerte ihn, worauf ihm die Papiere, die ihm schon ausgehändigt worden waren, wieder abgenommen wurden. Ein Versuch, sie durch unsere englische Schwester Edna Percival (später Jory) zu erhalten, mißglückte. Man hatte sie darauf verwiesen, dass der Eigentümer der Papiere sie selbst abholen müsse.

Glücklicherweise ging zum Schluß alles gut aus: Bruderhof-Mitglieder sprachen beim englischen Innenministerium vor und beantragten, Hardy und seiner Familie ohne jegliches Papier Einlaß zu gewähren. Dem Antrag wurde stattgegeben.

Anders verhielt es sich mit unserm Werner Friedemann. Er war mit Kurt Zimmermann auf einer Verkaufsreise in der Schweiz gewesen. Dort hatten sie, noch bevor sie die polizeiliche Erlaubnis dazu erhielten, mit dem Verkauf unserer Drechselwaren und Bücher begonnen, da die Almbruderhöfer so sehr mit Einkünften, selbst den geringsten, rechneten. Werner und Kurt wurden entdeckt und einige Tage in Arrest behalten. Dann bekamen sie einen Vermerk in den Paß, dass sie aus der Schweiz ausgewiesen seien. Da aber gerade Werners Jahrgang unter den zuerst aufgerufenen war, wurde sein Bleiben in Liechtenstein unmöglich. So versuchten wir, ihn so bald wie möglich nach England fliegen zu lassen. Mit großer Mühe wurde das nötige Geld, ungefähr 200 Franken, beschafft. Wir brachten Werner rechtzeitig zum Züricher Flughafen und verabschiedeten ihn. Am nächsten Tag wurde uns telefonisch mitgeteilt, dass Werner per „Abschub“ wieder in Zürich angekommen sei! Der Telefonanruf kam spät abends. Wir wußten nicht, ob wir weinen oder lachen sollten. Nun hieß es überlegen, was zu tun sei. Durch die Schweiz, durch Österreich oder Frankreich konnte er nicht fahren, durch Deutschland schon gar nicht. Dass man ihn von London zurückgeschickt hatte, hing einerseits mit seinem sehr mangelhaften Englisch zusammen, andererseits damit, dass ein Telefonanruf unsere Leute nicht erreicht hatte. Wir hatten also zu überlegen, auf

welche Weise und auf welchem Wege wir ihn und die übrigen seiner Altersstufe nach England bringen konnten.

Wir beschlossen, eine Spielgruppe, ausgerüstet mit Lauten, Klampfen und Flöten unter Führung von Hans Meier zu bilden. Sie sollten entweder ganz zu Wasser von Genua aus oder auf dem Land-/Seewege nach England gelangen. Das geschah wieder auf erstaunliche Weise. Die Gruppe wählte den Land-/Seeweg und wollte des Nachts über die Alpen und dann durch Frankreich reisen. Auf der kleinen Zollstation an der schweiz-französischen Grenze erschien ein sehr verschlafener junger Mann, der sich nur Hans Meiers Schweizer Paß ansah und die anderen einfach durchließ. An der französischen Küste auf dem Weg nach England hatten sie auch Glück. Obwohl in ihren Pässen die Einreise nach Frankreich nicht vermerkt war, ließ man sie doch ausreisen, um mit dem Schiff nach England weiterzufahren. Es war wie ein Wunder, dass sie bei den strengen Kontrollen die doch überall herrschte, durchkamen.

Während dieser Zeit der Not und häufigen Bangens war der Platz für einen neuen Bruderhof in England gefunden worden und zwar wieder auf eine ganz merkwürdige Weise. Unsere Freunde in England hatten uns bereits auf mancherlei Weise geholfen, so zum Beispiel mit dem Gewächshaus und anderen besseren Einrichtungen in Liechtenstein. Sie boten sich jetzt an, unsere wehrdienstpflichtigen Männer einzeln aufzunehmen und Plätze zu finden, wo sie leben und arbeiten könnten. Doch wollten sie einer Gruppe, die als Gemeinschaft herüberkam, nicht behilflich sein. Wir aber,

und ebenso unsere jungen Männer, wollten in Gemeinschaft leben und Gemeinschaft bauen. Der Aufbau des neuen Lebens war ja der Sinn für die Entscheidung gewesen, dass die Wehrdienstpflichtigen Deutschland verlassen sollten. Es geschah nicht, um einzelne vor dem großen Verderben zu retten.

In dieser Lage blieb uns nichts weiter übrig, als selbst nach Möglichkeiten zu suchen. Ein Auto wurde geborgt, und die schon genannten Brüder und Schwestern fuhren durch verschiedene Gegenden Englands, um eine geeignete Farm zu pachten oder zu kaufen. Sie hatten weder Geld noch die Erlaubnis von der Regierung, sich als Ausländer, in England aufzuhalten. Voll Mut und Glauben, dass Gott das Richtige zeigen würde, fuhren sie los. Nachdem sie mehrere Plätze besichtigt hatten, fanden sie bei Ashton Keynes in Wiltshire eine Farm, die später Cotswold-Bruderhof genannt wurde. Der Eigentümer war bereit, uns das Anwesen zu verpachten, doch forderte er eine sofortige größere Anzahlungssumme.

Unterdessen war der Kreis der Unsrigen, die aus Deutschland und Liechtenstein hinzukamen, gewachsen, so dass man keine andere Möglichkeit sah, als ein Cottage, das sogenannte graue Cottage zu besetzen, ehe noch ein Penny bezahlt war. Und wie erstaunt war der Besitzer der Farm, als er Leute dort vorfand! Er meinte: "So etwas macht man in England gewöhnlich nicht". (Ich meine, in anderen Ländern auch nicht.)

Währenddessen reisten Brüder in den verschiedensten Gegenden Englands herum, um das nötige Geld zusammenzubringen. Man besuchte Freunde und solche, die vielleicht

Interesse zeigen könnten. Heini zum Beispiel, der mit seiner Annemarie schon Ende März auf ihrer „Hochzeitsreise“ nach England gekommen war, suchte auch uns bekannte Geschäftsleute auf und erzählte ihnen von unserer Lage und der Ausweisung aus Deutschland. Der Inhaber eines sehr guten Möbelgeschäfts in Bristol, Crofton Gane, gab ihm, nur auf seine Worte hin und ohne Ausweise zu verlangen, zweihundert Pfund, wenn ich mich recht erinnere. Dieser Freund half uns auch später, besonders mit einfachen Betten, die uns noch zwanzig Jahre lang in Paraguay (wohin wir sie später mitnahmen) gute Dienste leisteten. Andere bekamen auch gute Hilfe, so dass zum rechten Termin die nötige Anzahlungssumme vorhanden war. Voll Freude und Dank konnten wir nun an den neuen Aufbau gehen!

Der Kampf ging weiter, besonders auf dem Rhönbruderhof. Es war ein Wunder, wie wir durch jeden Tag hindurchgeführt wurden, obgleich wir im Frühling und im Sommer 1936 so gut wie von nichts lebten.

Trotz allem wollten wir uns nicht in unseren Höhlen verstecken. Mehr als je zuvor fühlten wir, dass wir öffentlich für ein Leben in Gerechtigkeit und Liebe und Gemeinschaft eintreten mußten, wie es uns anvertraut worden war, und andere auf diesen Weg zu rufen. Eberhard hatte uns einige Monate vor seinem Tod ermahnt: „Wenn wir nicht mehr für alle Menschen da sein können, wenn wir uns nicht mehr mit der Not und dem Leiden der ganzen Welt befassen können, hat unser Bruderhof keine Existenzberechtigung mehr“.

Hans und ich fuhren im Juni 1936 zur Mennonitischen Weltkonferenz nach Holland, wohin Eberhard vorgehabt hatte, mit mir zu reisen. Wir waren besonders erstaunt, wie stark das deutsche Mennonitentum vom Zeitgeist angekränkt war. Die ernstesten Waffendienstverweigerer füllten nur einen Omnibus, und die meisten davon waren Amerikaner, nur wenige Europäer, und meines Wissens waren Hans und ich die einzigen Deutschen. Da sammelten wir manche Erfahrungen und fanden neue Verbindungen. Wir trafen zum ersten Mal unseren Freund Orie O. Miller vom Mennonitischen Central Committee, der uns später noch manchen Dienst tat. Als wir während des zweiten Weltkrieges England wieder verlassen mußten, half er uns zur Umsiedlung der ganzen Gemeinschaft nach Paraguay.

Nach der Konferenz fuhr Hans direkt nach Deutschland, während ich nach England reiste, um den neuen Bruderhof kennenzulernen. Wir wollten unsere neue Adresse so lange wie möglich unbekannt lassen, um ungestört aufbauen zu können. Doch wie verwundert waren wir, zu hören, dass beim nächsten Besuch von Hans in Kassel ihm von einem Beamten auf einer Landkarte gezeigt wurde, wo „unser Bruderhof“ läge.

Nach all der Armut auf dem Rhönbruderhof und auf dem Almbruderhof, wo das Allernötigste oft schwer zu beschaffen war, schien mir das Leben in England recht wohlhabend zu sein, obwohl auch hier wie überall mancher Kampf um den neuen Platz ausgefochten werden mußte. Im Herbst wurde ich

dann wegen Monikas Rückenerkrankung zum Almbruderhof zurückgerufen, wo ich mehrere Monate blieb.

Kurz vor Weihnachten war ich noch einmal, das letzte Mal, auf dem Rhönbruderhof. Wir waren von dicker Luft umgeben. Der kleine Kreis dort kämpfte tapfer, aber man empfand schon sehr stark, dass etwas gegen uns im Gange war.

Am 14. April 1937 bekamen wir auf dem Almbruderhof die telefonische Nachricht, dass der Rhönbruderhofes von der Gestapo umstellt war, der Hof beschlagnahmt werden sollte und alle Bewohner binnen 24 Stunden den Hof zu verlassen hätten. (Dieser Termin wurde dann wegen einer Grippeepedemie unter den Kindern um weitere 24 Stunden verlängert). „In Deutschland unerwünscht“ war der Grund für diesen Befehl. Für uns alle, im In- und Ausland, war dies ein großer Schrecken, obwohl wir natürlich all die Jahre mit solchen Maßnahmen gerechnet hatten.

Es war bestimmt eine gute Fügung, dass die beiden hutterischen Brüder David Hofer von James Valley, Manitoba, und Michael Waldner von Bon Homme, Süddakota, die im Februar auch den englischen Cotswold-Bruderhof besucht hatten, kurz vorher auf dem Rhönbruderhof eingetroffen waren. Wer weiß, was ohne diese Anwesenheit von Ausländern passiert wäre! Sie wurden nun Zeugen des ganzen Vorgangs und beschrieben in einem Bericht und in Briefen alles, was sie miterlebten. Zum Abschluß meiner Erinnerungen an unsere Anfangszeit möchte ich die hutterischen Brüder in ihren eigenen Worten über die Auflösung des Rhönbruderhofes sprechen lassen:

14. April 1937

Etwa um 10 Uhr vormittags waren wir, Michael Waldner und ich, in Eberhard Arnold seinem Zimmer und schrieben da Briefe. Dann machte der Hans Meier die Tür auf und redet uns an und sagt zu uns: „Brüder, macht euch gefaßt, denn ich komme eben vom Berg und sah hinten beim Wald einen ganzen Haufen Polizisten; sie mögen auf den Hof kommen; aber sie können euch nichts tun“. Und dann machte er die Tür zu und ging davon in seine Schreibstube, um aufzuräumen. Und als ich darauf an das Fenster trat und hinausschaute, sah ich die Polizei schon vom Berg heruntereilen. Ich ging zur Tür und machte mich auf den zweiten Stock des Hauses und trat auf den Korridor hinaus, um zu sehen, was geschehen wird.

Da standen schon bereits fünfundzwanzig Polizisten vor der Tür. Da schrie mich gleich einer an: „Wo ist der Hans Meier?“ Ich antwortete ganz bescheiden: „Ohne Zweifel im Haus“. „Ruf ihn heraus“, war der nächste Befehl. Als ich auf Hans Meier seine Stube kam, begegnete er mir schon und stellte sich der Polizei vor, ganz getrost und ohne Furcht. Da verlas der Oberste dem Hans Meier den Befehl: „Ich mache euch hiermit bekannt, dass der Rhönbruderhof jetzt aufgelöst ist vom Staat und nicht mehr existieren soll. Er soll von jetzt an Sparhof heißen. Und da du der Führer des Hofes bist, verlange ich von Dir die Bücher und alle Schlüssel. Und verkündige euch auch, dass in vierundzwanzig Stunden alle vom Hof fort sein müssen und denselben verlassen“. Dann ging er mit Hans Meier gleich in die Schreibstube.

Die anderen Polizisten umstellten den ganzen Hof und trieben alle Geschwister, jung und alt, in der Eßstube zusammen. Dort waren sie von zwei Polizisten bewacht und durften niemanden aus noch ein lassen gehen. Die anderen haben in der Zwischenzeit alle Zimmer durchsucht und herausgetragen auf ihren Wagen, was ihnen beliebte. Zuletzt kamen sie auch zu uns auf unser Zimmer, wo wir uns noch befanden. Sie gaben uns den Befehl, uns zu den Brüdern in die Eßstube zu machen. Wir gingen hinunter, ganz ruhig und getrost zu den Geschwistern, fanden

sie ganz verlegen und verzagt. Da sprachen wir ihnen Mut zu, dass sie doch nicht sollten verzagen.

Da kamen zwei Beamte hinein zu uns. Einer trug eine Schreibmaschine, der andere ein Pack Papiern. Setzten sich hin und riefen dann einen jeden bei seinem Namen auf. Und ein jeder mußte antworten, was er gefragt wurde. Und zuletzt wurde das ausgefüllte Papier unterzeichnet, welches aber nur eine Verkündung war wegen der Musterung, welches Papier wir selber, bevor wir es unterschrieben, genau prüften. In der Zwischenzeit haben wir durch das Fenster gesehen, wie sie alle Zimmer durchsuchten und auf ihren Wagen schlepten, was sie wollten. Und als ich gesehen habe, dass es bald an unserm Zimmer die Reihe sein wird, wollte ich hinausgehen und auf unser Zimmer gehen. Ich wurde aber an der Tür aufgehalten und zurückgewiesen in die Eßstube. Ich sagte ihnen, dass ich auf mein Zimmer will gehen; wir sind doch Ausländer, und will nicht haben, dass unsere Sachen untersucht und verschleppt werden. Er sprach: „Ich darf niemand herauslassen; wenn du heraus willst, mußt erst von unserm Obersten Erlaubnis haben und sie mir bringen“. Ich fragte: „Wo ist er?“ Er sagte: „Oben in der Schreibstube“. Ich ging zurück und wandte mich an den hohen Herrn in dem Schreibbüro, der eben mit Hans Meier beschäftigt war und verlangte von ihm die Freiheit, auf mein Zimmer hinaufzugehen, welches er mir auch gewährte.

Dann habe ich den Michael Waldner gerufen und sind miteinander auf unser Zimmer gängen. Es dauerte aber nicht lang, da waren schon Hausdurchsucher in unserm Zimmer, haben angefangen zu untersuchen. Wir zeigten ihnen an, dass wir Ausländer wären, und noch deutsche Ausländer, und nicht haben wollten, dass unsere Sachen untersucht werden. Sie fragten uns, was wir bei diesen Leuten hier suchen oder wollten, und von wo wir her sind und was uns zu diesen Leuten treiben tut. Wir sagten ihnen: „Diese Leute sind unsere Glaubensbrüder, denen wir schon viel Hilfe zum Aufbau dieses Bruderhofes von Amerika geschickt haben, und deswegen sind wir auch sehr interessiert, was nun hier geschehen mag und wie es jetzt mit ihnen ablaufen wird“. Wir

merkten es ihnen gleich an, dass wir hier nicht angenehm waren und ihnen im Weg waren. Wir baten sie, uns doch einige Tage hier zu lassen. Sie lehnten es aber ab und sagten, dass sie damit nichts zu tun hätten. In dieser Zeit hat das Geschwistriget schon alle Papieren unterschrieben gehabt. Es war schon 3 Uhr nachmittags, als sie damit fertig waren. Dann durfte das Geschwistriget erst zum Essen gehen. Uns aber wurde das Essen schon vorher gebracht und hatten also schon gegessen.

Die Polizisten aber standen draußen vor der Eßstuben und hatten ihr Gespräch miteinander. Dann bin ich zu ihnen hinausgegangen und habe mit ihnen angefangen, über diese Begebenheit zu sprechen. Ich sagte ihnen, dass dieses, was wir heute hier erlebt haben, uns ganz unverhofft war und dass ich von dem Deutschland so was nicht erwartet hätt; ich habe immer gedacht, dass sie ihre Bürger und Bauern besser behandeln würden, als wie wir es heute sehen und erfahren mußten. Ich sagte ihnen, dass sie schlimmer wären als die Amerikaner. Dann fragten sie mich gleich: wieso? Ich sagte ihnen: „Wir, als Deutsche, wurden im letzten Krieg aufgefordert, Kriegsdienst gegen Deutschland zu leisten. Wir weigerten uns und lehnten es kurz ab, wie auch eben diese Brüder. Dann verlangten wir von unserer amerikanischen USA-Regierung, weil wir ihnen im Waffendienst nicht konnten gehorsam sein, dass sie uns sollten frei aus ihrem Land ziehen lassen, wo wir für Waffendienst nicht aufgerufen werden. Wir verlangten, all unser Hab und Gut zu verkaufen und nichts da hinten zu lassen, welches uns auch nicht von der Regierung abgeschlagen wurde, sondern wir durften frei während des Krieges aus dem Land nach Kanada ziehen, und die Regierung schützte uns noch dabei, so dass uns nichts zuhanden gestoßen war“.

Ich fragte sie: „Warum könnt ihr nicht also mit dieser Gemeinde handeln?“ Dann sagten sie zu mir: „Warum könnt ihr nicht wie die anderen Leute euren Gehorsam gegen die Regierung beweisen und folgen?“ Ich sagte ihnen, dass wir die Regierung hochachten, aber was von ihr gegen unser Gewissen von uns verlangt wird, können wir ihr keinen Gehorsam leisten. Dann fragte er mich: „In wiefern?“ Ich sagte ihm, dass das Wort Gottes sagt: Ich soll meinen Nächsten lieben und nicht

töten, und deswegen konnten wir der Regierung nicht folgen und gehorsam sein. Dann hat ein anderer gesprochen und gesagt: „Freund, hast du nicht gelesen, dass unser Heiland gesagt hat: ‚Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert;‘ und hat auch noch Befehl gegeben seinen Jüngern, Schwerter zu kaufen. Warum glaubst du dieser Schriftstelle nicht?“ Ich sagte ihm meine Erkenntnis über diese Schriftstelle. Da sagte er, es wäre falsch, wie ich es erkläre. Dann sagte er weiter: „Wenn die ganze Welt voll Engel wäre, wie ihr seid, dann brauchte kein Krieg zu sein, aber das wißt ihr, dass die Menschen nicht alle so sind. Und auch wir wollen keinen Krieg“, behaupteten sie. „Wir wollen uns nur stark machen, weil ein jeder den Starken fürchten tut. Sind wir aber schwach, so macht sich jeder über uns her. Wenn wir aber stark sind, dann fürchten sie uns, und derowegen rüsten wir uns zum Krieg ein, und nicht, dass wir kriegen wollen“

Den anderen wurde es zu lang mit den Geschwistriget ihrem Essen und fragten, ob sie einen ganzen Ochsen drin auffressen tun, dass es so lang dauert. Nach dem Essen forderten sie die ganze Gemein in den Hof vor der Tür. Michael Waldner und ich wurden auch aufgefordert, als ob sie einen Befehl uns zu verlesen hätten. Ich sah aber bald ein, dass sie nur fotografieren wollten und ging aus der Reihe und sagte zu Michael Waldner: „Komm in das Haus“. Und zu ihnen sagte ich: „Wir haben das nicht nötig“. Darauf verlas er ihnen erst den Befehl und sagte, dass der Bruderhof jetzt aufgelöst sei und dass kein Bruderhof in Deutschland mehr existiert. Keiner soll sich von ihnen unterstehen, irgend etwas, was zu der Wirtschaft gehört oder das Eigentum der Gemeinde und nicht eigentümliche Sachen als Hausgerätschaften mit sich zu nehmen, dass es nur viel Untersuchen geben wird, wenn einer sich soll unterstehen, etwas vom Hausgerät mitzunehmen. Mit diesem Befehl verließen sie alle den Hof.

Wir aber, die ganze Gemein, versammelten uns zum Gebet mit sehr betrübtem und traurigem Herzen. Haben unser Not und Kummer dem lieben Gott geklagt und ernstlich gefleht und gebeten, uns doch in dieser schweren Zeit und Lage nicht zu verlassen, sondern uns den rechten

Verstand und Weisheit wolle verleihen nach seinem Willen und Rat uns als seine Kindlein zu behalten. Ja, er wolle selber unser Berater sein und unser Führer bleiben und uns nicht verlassen.

Nach dem Gebet wurde beraten, wie alles anzustellen sei, und wie wir es doch konnten ausführen, dass die Gemein beieinander bleiben möchte. Denn der gottlose Haufen wollte alle Geschwistriget in Deutschland zu ihren Verwandten zerstreuen. Auch wollten wir so gern der Gemein in England und Liechtenstein zu wissen tun, was geschehen war hier auf dem Rhönbruderhof.

Wurde also am ersten erkannt, den Arno Martin, Haushalter des Almbruderhofes, der gerade zugegen war, abzufertigen nach Liechtenstein und dem Hans Zumpe zu berichten und auch der Gemein in England, sobald er über der Grenze aus Deutschland wär, diese Botschaft zu schicken. Aber wie jemand zu schicken, da die Polizei alles Geld hingeraubt und genommen hat, was über vierhundert Mark gewesen ist. Es war also kein Cent in der Gemein ihr Hand, weil alles geraubt war, samt Schlüsseln und Bücher, alle Gemeindestuben versperrt und zugeschlossen. So wurde es notwendig, dem Bruder und Geschwistriget von unserer Reise Geld mitzuteilen. Und sind, wie es erkannt war, mit Arno nach Schlüchtern gefahren; dort um 12 Uhr in der Nacht angekommen. Hans Meier, Arno und ich. Und ihn dort mit der traurigen Botschaft abgefertigt, dass er es der Gemein in Cotswold und Liechtenstein soll berichten.

Meier und ich kehrten mit schwerem Herzen zurück zur Gemein und fanden sie noch alle auf. Gingen dann auch zur Ruhe, aber von schlafen war wenig.

15. April 1937

Sind wir wieder gesund aufgestanden, Gott sei viel Dank dafür. Haben auch etwas gefrühstückt. Eine halbe Stunde nach dem Essen waren wir noch auf unserem Zimmer. Da kam Hans Meier in höchster Eile und berichtete uns, dass ein Herr von Fulda mit seinem Auto auf dem Hof wäre und verlangt den Vorstand, mit ihm nach Fulda zu kommen, um

einige Kleinigkeiten zu erledigen, damit sie nach diesem abreisen können; wozu sie sich schon ganz bereit hatten, mit dem Herrn mitzufahren. Ich staunte sehr über diese Nachricht, glaubte den Worten des Herrn von Fulda gar nicht, sagte auch zu Michael Waldner: „Glaubst du, dass diese Brüder bis Mittag zurück werden sein, wie sie versprochen?“ Michael Waldner sagte: „Ich weiß es nicht, sie versprechen es doch“. Ich sagte: „Wir werden es abwarten“. Hans Meier, Hans Boller und Karl Keiderling machten sich in höchster Eile reisefertig, und sie fuhren ab.

Die ganze Gemein wartete mit Verlangen, als es zwölf Uhr wurde, aber die Brüder kamen nicht. Es wurde zwei Uhr und auch vier, die Brüder kamen nicht. Dann gingen Michael Waldner und ich zu dem Wald auf dem Berg, von wo sie kommen sollten. Dann sahen wir ein Auto kommen, erkannten aber gleich, dass es das Auto war, mit dem die Brüder sind abgefahren. Da gingen wir auf dasselbe zu, einer stieg aus und schritt uns entgegen. Dann fragte ich: „Wo sind die Brüder?“ „Sie sind nicht mitgekommen“, war die Antwort. Befahl mir aber gleich und sagte: „Ruf die ganze Gemein zusammen, wir haben euch einen Brief vorzulesen von den Brüdern.“ Dann hat er uns den Befehl verlesen, dass wir in vierundzwanzig Stunden abreisen müssen und dass sie uns die fünf Brüder auch willigen mitziehen zu lassen, wenn wir einwilligen, in vierundzwanzig Stunden alle den Hof zu verlassen.

Das Geschwistriget war froh, weil sie von ihrem vorigen Verlangen Abstand abgestanden waren, sie in Deutschland unter ihren angehörigen Verwandten zu verstreuen, wollten sich lieber so in Freude schicken. Deswegen unterzeichneten sie alle einen Brief, dass sie den Hof werden verlassen und davon abziehen, und zu den anderen Gemeinden zu ziehen. Da aber etliche Brüder und Schwestern keinen Paß hatten, und wir die Brüder im Gefängnis noch sehen wollten vor dem Abziehen, wegen ihrer Familienangelegenheiten, so verlangte ich von dem Obersten einen Erlaubnisszettel, die Brüder in Fulda zu sehen, welchen er mir auch gleich aushändigte. Als alles erledigt, fuhren sie ab.

Wir aber versammelten uns gleich zum Gebet, trösteten uns aus dem Wort Gottes. Ich hielt den dritten Psalm zur Ermahnung. Dankten Gott von Herzen, dass er es gewendet hat und also gelenkt, dass die Gemeinde konnte zu den anderen Gemeinden reisen und ziehen. Baten auch zu Gott inbrünstig, uns doch ferner nicht zu verlassen in diesem großen Kummer und Herzeleid, uns doch seinen schützenden Engel zu senden, uns zu bewahren und zu beschützen.

Nach dem Gebet wurden Zubereitungen vorgenommen für die Abreise auf den nächsten Abend. Wir gaben ihnen auch den Rat, sich aus dem Keller heute so viel Speise als Brot, Wurst und Fleisch zu nehmen wie möglich zum Essen und auf der Reise; denn es ist ihr Speisevorrat, deswegen sie nur getrost für ihre Notdurft sollen mitnehmen.

Am nächsten Morgen um fünf Uhr sind wir unser sechs Geschwister nach Eichenried gefahren, nach Neuhof, um in Fulda zum Gerichtsamt zu kommen, wegen den Pässen. Auch bin ich gleich zu den Brüdern ins Gefängnis gegangen und brachte ihnen die Nachricht, dass heute um sechs Uhr nachmittags die ganze Gemein Deutschland wird verlassen samt ihren Eheteilen samt Familie. Worüber sich die Brüder herzlich freuten, dass sich die Gemein um ihre Familie so treulich angenommen hat. Ich tröstete die gefangenen Brüder, so gut ich nur konnte, geduldig zu sein; der liebe gnädige Gott wird sie nicht verlassen. Es kam den ganzen Geschwistriget insgemein sehr schwer an, ihren bitteren Schweiß zu verlassen und mit leerer Hand davonzuziehen. Ich verabschiedete mich mit schwerem Herzen von den Brüdern und ging wieder ins Gerichtsamt zu dem anderen Geschwister, um so schnell wie möglich die Pässe zu bekommen und auch die Fahrkarten alle einzureichen, welches viel Arbeit für die Beamten war. Als alles erledigt war, ging es wieder nach Haus.

Um vier Uhr nachmittags kamen wir glücklich auf dem Hof an, fanden den Michael Waldner und alles Geschwistriget beschäftigt mit Zusammenpacken und bereiteten sich für die Abreise. Um fünf Uhr wurde noch ein wenig gegessen. Nach dem Essen gingen wir noch ein-

mal zum Gebet, für das letzte Mal auf dem Rhönbruderhof baten wir Gott inbrünstig, dass er doch seine Gemein bewahren, beschützen und behüten wolle auf dieser Fahrt und Reise, die wir gesonnen sein, anzutreten im Vertrauen auf seine treue Verheißung, dass er uns nicht wird verlassen, sondern durch seinen Schutz und Gnade in Frieden zu seinen Kindern und Gemeinden begleiten wolle, welches unser lieber Gott auch treulich tat: hat uns alle miteinander treulich geholfen, dass wir alle schön gesund sind, wieder zur Gemein kommen.

Da es fast den ganzen Tag geregnet hatte, besonders nach Mittag, lag es uns schwer auf dem Herzen, wegen der kranken Kinder und auch einer kranken Schwester, weil wir über eine Meile über den hohen Berg zu den Lastwagen gehen mußten und dabei sich sehr erkälten und erkranken mögen. Als aber die Stunde herzu kam, und ein jeder fertig stund abzureisen, wurde es auf einmal schön heller Sonnenschein. Der Regen hatte aufgehört, und die Sonne schien so klar auf uns hernieder. Das war uns ein Wunder und Gnade von Gott und wir dankten ihm in unseren Herzen für diese liebe Wohltat.

Nun fing das Geschwistriget mit ihren kranken Kindern und mit der kranken Schwester samt ihren Bündlein, das ein jeder auf seinem Rücken tragen muß, mit Sack und Pack an, den Berg hinaufzuklettern. Michael Waldner trug ein kleines Kind auf dem Rücken. Ich trug einen großen Pack für Hans Meiers Frau, die erst vor sieben Tagen im Kindbett gewesen. Wir waren alle beladen; ein jeder hatte Hände und Rücken voll zu tragen. So ging es den Berg hinauf mit sehr schweren Herzen und betrübten Gemütern. Wir blieben etliche Male stehen und betrachteten den schönen ausgebauten Hof, die liebe Heimat, die wir so schnell und ganz unverhofft verlassen mußten. Manche gingen noch in den Totengarten zum Grab des geliebten Eberhard Arnold und beschauten es zum letzten Mal.

Als wir auf den Platz kamen, standen die Autos schon da. Es wurde dann alles daraufgeladen. Und endlich, da alles aufgeladen und alle eingestiegen waren, ging es zum Bahnhof los. Michael Waldner, Hella

Römer und ich waren die einzigen, die auf dem Rhönbruderhof zurückblieben.

Mit traurigem und tief betrübtem Herzen fanden wir den Hof ganz leer. Wir gingen bald zur Ruhe, aber von schlafen war nicht viel geworden wegen Betrübissen. Am nächsten Tag oder Morgen fingen wir an, die Zimmer aufzuräumen. Aber welch ein Anblick da zu sehen war, kann man nicht sagen. Das ungegessene Essen stand auf den Tischen. Das Bettgewand lag in den Betten übereinander und durcheinander. In der kleinen Schule lag das Spielzeug samt den Geräten, wie es die Kinder haben liegen lassen. Im Waschhaus blieb das Gewand ein Teil im Trog, ein Teil im Kessel ungewaschen liegen im Wasser, eine rechte Wüstenei anzusehen, dass das Herz brechen mußte, ja, es war zu beweinen. Ein solches Erlebnis hatten wir bis daher noch nicht erlebt noch gesehen. Die Wüstenei sah entsetzlich aus. Es scheint, wir mußten nach Europa kommen, es beizuwohnen und zu lernen, was das ist und meint, von Haus und Hof vertrieben zu werden.

Also habe ich hiermit einen kurzen Bericht gegeben, wie der Rhönbruderhof in Deutschland zum Ende lief und aufgelöst wurde von der deutschen Regierung.

David Hofer

Das alles erlebte ich vom Almbruderhof aus: die Telefonanrufe, die Sorge um die Sicherheit der geliebten Geschwister und schließlich ihre sichere Ankunft. Als erste kamen die ausgewiesenen Brüder und Schwestern – einschließlich Julia Lerchy, die wegen ihres kranken Rückens auf einer Tragbahre transportiert werden mußte. Einige Tage später folgten die zwei Hutterischen Brüder und Hella Römer. Wie dankbar waren wir, sie alle bei uns zu haben!

Natürlich waren wir immer noch in großer Sorge um die drei in Fulda gefangen gehaltenen Brüder. In jenen Tagen

der Konzentrationslager, wo so viele Menschen einfach „verschwanden“, war es nur zu natürlich, das Schlimmste zu befürchten. Und wirklich wurden sie von der Gestapo fast zehn Wochen lang festgehalten, bis sie ganz unerwartet freikamen. Weil diese Geschichte so erstaunlich ist, will ich sie hier kurz berichten:

Am 26. Juni, einem Samstag, erschien der Gefängnisaufseher ohne Voranmeldung und forderte die drei Brüder auf, schnell ihre Sachen zusammenzupacken und sich für eine Fahrt bereit zu machen. Die Brüder hatten keine Ahnung, was das bedeuten sollte. Als sie von den Wachen zum Gefängnistor begleitet wurden und sahen, wie draußen ein schwarzes Auto auf sie wartete, wurde es ihnen sehr unheimlich. Sofort nachdem sie eingestiegen waren, raste das Auto los. Nach etwa einer Stunde Fahrt hielt der Fahrer plötzlich inmitten eines kleinen Wäldchens an. Er bedeutete ihnen, so schnell wie möglich auszusteigen und sich in Richtung Königstein, einer in der Nähe gelegenen Kleinstadt, auf den Weg zu machen. Hier wurden sie von Quäkern erwartet, die sie von einem Treffpunkt zum anderen schickten, bis sie nachts an der holländischen Grenze ankamen.

Das Überqueren der Grenze nach Holland mitten in der Nacht, durch einen unbekannten Wald, war ein riskantes Abenteuer. Beim ersten Versuch verloren die Brüder den Weg und kamen auf der deutschen Seite wieder heraus, wo sie von einer deutschen Wache angehalten wurden. Es war fast unglaublich, aber sie konnten den Grenzer davon überzeugen,

dass sie auf der anderen Seite von Freunden erwartet wurden; er ließ sie nicht nur wieder zurück über die Grenze, sondern er zeigte ihnen sogar den Weg zum nächsten holländischen Dorf. Von dort aus konnten sie dann ihren Weg nach England fortsetzen.

Wenn man an die Ereignisse der letzten zwei Jahre auf dem Rhönbruderhof zurückdenkt – besonders den Verlust meines geliebten Mannes, die Schikanen durch den Staat und schließlich den Verlust von allem, was wir besaßen, fragt man sich, wie es möglich war, weiterzumachen. Nach allem was wir in den siebzehn Jahren gemeinsamen Lebens in Deutschland erlebt hatten, nach allem, das wir erkämpften und erlitten und gewannen – was hatten wir wirklich erreicht?

In der Rückschau kann ich nur sagen, dass wir uns keineswegs entmutigt fühlten, sondern dass wir erfüllt waren von tiefer Dankbarkeit. Ja, die ersten wunderbaren Kapitel unseres gemeinsamen Lebens waren auf eine völlig unerwartete Weise abgeschlossen worden. Aber gleichzeitig hatten sich neue Horizonte aufgetan, und wir blickten der Zukunft mit Freude und Erwartung entgegen.

Immer wenn wir in der Vergangenheit unsere Ängste überwandten und auf Gott vertrauten, hatte er uns Schritt für Schritt geführt, und wir waren sicher, dass er uns auch in der Zukunft führen würde. Schwierigkeiten und Kämpfe, menschliches Versagen und Angriffe von innen und außen würden immer zu dem Weg gehören, für den wir uns entschieden hatten. Aber wie könnten wir uns dadurch auf unserem Weg aufhalten lassen? Wir hatten den Ruf gehört,

und wir mußten ihm folgen.

Eberhard sagt dies viel besser als ich, und so möchte ich dieses Buch mit seinen Worten abschließen. Sie stehen in dem Büchlein „Warum wir in Gemeinschaft leben“, das er 1925 in Sannerz verfasste:

In einem solchen Gemeinschaftsleben werden die Menschen immer wieder vor die Entscheidung gestellt werden, wie und wozu sie berufen sind und ob sie dem Ruf folgen werden. Nur immer einige werden auf den besonderen Weg unserer Lebensarbeit gerufen sein; aber immer wird eine kleine kampfgeprobte, sich immer neu opfernde Schar diese Lebensaufgabe als ihren von Gott gewiesenen gemeinsamen Weg bis ans Ende festhalten.

Das Leben in Gemeinschaft gleicht einem Feuer-Martyrium: die tägliche Opferung aller Kräfte und aller Rechte, alle sonst so selbstverständlich berechtigten Forderungen, die man an das Leben zu stellen pflegt. Im Symbol des Feuers verbrennen die einzelnen Holzscheite, dass durch die Glut der Flamme immer wieder neu Wärme und Licht ins Land gesandt werden.

Wie man sich für die Heirat aus Elternhaus und beruflicher Laufbahn losreißt, wie man für Gatten und Kind das Leben wagt, so ist es notwendig, für den Ruf auf diesen Weg alles andere abzubereiten und zu opfern. Das öffentliche Zeugnis freiwilliger Arbeits-Gemeinschaft und Güter-Gemeinschaft, das Zeugnis des Friedens und der Liebe hat nur bei Einsatz des ganzen Lebens seinen Sinn.

So ist unsere Arbeit ein immer neues Wagen. Nicht wir Menschen sind dazu die Triebkräfte; wir wurden getrieben und werden weiter gedrängt... Ähnliches künstlich oder mit Anstrengung selbst herbeibringen oder gestalten zu wollen, kann nur zu häßlicher lebloser Karikatur führen. Nur wenn wir leer und offen sind für den lebendigen Geist, kann er dasselbe Leben wirken, wie in den ersten Christen. Dieser Geist ist die Freude an Gott als dem alleinigen wirklichen Leben, und durch

ihn die Freude an den Menschen, an allen Menschen, die von Gott Leben haben. Dieser Geist treibt als Drang zu den Menschen, zu allen Menschen, dass es Freude wird, für einander zu leben und für einander zu arbeiten. Er ist liebend und schöpferisch.

Nachtrag

Nach der Vertreibung aus Deutschland und der Auswanderung der Mitglieder nach England wuchs die Bruderhof-Bewegung mit Riesenschritten. Junge englische Kriegsdienstverweigerer und andere Menschen, die in den traditionellen Kirchen keine Erfüllung fanden, fühlten sich besonders angezogen, und bis 1940 hatte sich die Mitgliederzahl mehr als verdoppelt.

In diesem Jahr wuchsen jedoch in England auch die Spannungen mit Nachbarn, die sich vor der Anwesenheit „feindlicher“ Ausländer fürchteten. So blieb dem englischen Home Office, das uns anfangs freundlich gesonnen war, nichts anderes übrig, als uns vor die Wahl zu stellen, auszuwandern oder alle deutschen Mitglieder internieren zu lassen. Wir entschlossen uns zur Auswanderung, ließen aber drei unserer Mitglieder englischer Staatsangehörigkeit für die endgültige Geschäftsabwicklung zurück. Der Gästestrom ließ jedoch kaum nach, und den Zurückbleibenden schlossen sich weiterhin zahlreiche Menschen an. Da keine Ausreiseerlaubnis mehr erteilt wurde, entstand wie von selbst ein neuer Bruderhof in England.

Orie O. Miller, unser guter Freund beim Mennonitischen Central Committee in den USA, stand uns mit Rat und Tat zur Seite, so dass wir 1940–1941 – per Schiff mitten durch den von deutschen U-Booten bedrohten Atlantischen Ozean – nach Paraguay in Südamerika auswandern konnten; es war das

einziges Land, das uns während des Krieges eine Heimat bot. Dort in der Wildnis von Paraguay wurde 1940 „Primavera“ (auf Spanisch „Frühling“) gegründet. Primavera blieb für die nächsten zwanzig Jahre das Zentrum der Bruderhof-Gemeinschaft.

Das Leben in Paraguay war hart; das subtropische Klima, unbekannte Krankheiten und die primitiven Lebensbedingungen forderten ihre Opfer. Darüber hinaus wurde die Gemeinschaft immer wieder von inneren Krisen geschüttelt; Machtkämpfe und ein von Prinzipien geleiteter, gesetzlicher Trend führten schließlich zu einer Abkehr von Jesus und einer nur noch aus menschlichen Gründen zusammen lebenden Gruppe, der die geistige Mitte fehlte.

In den 1950er Jahren entstanden wieder neue Bruderhöfe in Uruguay, England und Deutschland und in den USA. Emmy Arnold zog nach Woodcrest, dem ersten amerikanischen Bruderhof (in Rifton, New York). Trotz ihrer 67 Jahre, schien sie wie verjüngt durch den Einfluß der jungen suchenden Menschen, die in den Nachkriegsjahren neu auf die Gemeinschaft zukamen. Sie freute sich an dem frischen Wind, den diese mit sich brachten. Nachdem Emmy in Paraguay gefühlt hatte, wie Eberhards ursprüngliche Vision von einer neuen Gesellschaft durch allzu menschliche Versuche, den Bruderhof als Struktur forzusetzen, immer mehr verdrängt worden war, freute sie sich nun an einer Rückbesinnung auf den Geist der Einheit und eine neue Ausrichtung auf Jesus und das kommende Gottesreich.

Emmy liebte es, mit Gästen, jungen Erwachsenen und neuen Mitgliedern zu reden und zu hören, was ihnen auf dem Herzen brannte. Sie war immer offen für ihre Fragen und Sorgen und immer wieder fand sie Worte der Ermutigung. Aber zugleich verhehlte sie auch nie ihre Überzeugung darüber, dass die „erste Liebe“ – die Liebe Gottes, die zum Entstehen der Gemeinde geführt hatte – lebendig erhalten werden muss. „Immer und immer wieder muss unser Leben für die Herrschaft des Heiligen Geistes Zeugnis ablegen“.

Auch wenn Emmy ihren Mann während all der vierundfünfzig Jahre ihrer Witwenschaft sehr vermißte, sah sie es doch immer als ihre wichtigste Aufgabe an, seine Vision lebendig zu erhalten. In Primavera kostete sie dies nicht wenige Kämpfe, insbesondere wenn Eberhards Zeugnis kritisiert oder sogar von Mitgliedern als unrealistisch abgelehnt wurde.

Trotzdem erlag sie nie der Versuchung, sich selbst zu rechtfertigen oder in Selbstmitleid zu versinken; stattdessen konzentrierte sie sich auf die Werte, die sie so viele Jahre lang durchgetragen hatten. Außer dem Neuen Testament (mit dem von ihr besonders geliebten Johannes-Evangelium) waren dies die Psalmen, von denen sie viele auswendig kannte, und ihre Lieblingswerke: Bachs Matthäus-Passion, Händels Messias und Mendelssohns Elias-Oratorium. Auch wenn andere sie mißverstanden, war sie doch entschlossen, treu an dem Weg Jesu festzuhalten, der ihr und Eberhard zu Beginn ihres gemeinsamen Lebens gezeigt worden war. „In Zeiten des Kampfes bin ich stark!“ pflegte sie zu sagen, oder: „Das

ist unser Leben – entweder Kampf, oder Fest!“ Und immer konnte sie vergeben. Wenn einmal eine Verletzung aufgeklärt und vergeben war, kam sie niemals wieder darauf zurück.

Emmy war keine fromme Matriarchin. Zwar war sie uns allen eine Mutter – ihren eigenen Kindern, Enkeln und Urenkeln wie auch den Jugendlichen, die sich in den ersten Jahren und später der Gemeinde anschlossen und die Haus und Heim, Vater und Mutter, Verwandte und Freunde um Jesu willen verlassen hatten. Aber sie war alles andere als überheblich – es gab keine fromme Selbstbeweihräucherung, keine Einbildung auf ihre Eigenschaft als Mitbegründerin (sie haßte diesen Ausdruck), kein Herauskehren ihrer langjährigen Erfahrung. Im Gegenteil waren es ihre Bescheidenheit und ruhige Klarheit, selbst in Zeiten der Auseinandersetzungen und Verwirrung, die sie zu einem lebendigen Teil der Gemeinschaft machten.

Auch für kommende Generationen wird Emmys Beharrlichkeit, mit der sie sich für die Verbreitung von Eberhard Arnolds Schriften einsetzte, immer ein wichtiges Vermächtnis sein. Außer dem Durcharbeiten von Notizen und Niederschriften von mehreren Tausend Reden, die Eberhard zwischen 1907 und 1935 gehalten hat, widmete sie sich jahrelang dem Sammeln und Sortieren seiner Bücher, Essays, Artikel und Briefe, und kopierte Auszüge, die sie für wichtig hielt – oft in wunderschöner Kalligrafie. Eine ganze Reihe von neu herausgegebenen Büchern waren das Ergebnis ihrer Vorarbeiten.

Emmy nahm großen Anteil an jedem Kapitel unseres gemeinsamen Lebens, aber sie war besonders glücklich über die Wiedereröffnung unseres Verlags Anfang 1960. Als ihr in einer festlichen Zusammenkunft die ersten druckfertigen Manuskripte ihrer Lebenserinnerungen („Gegen den Strom“) überreicht wurden, bedeckte sie vor lauter Freude ihr Gesicht mit beiden Händen.

Selbst hoch in ihren Achtzigern, nahm Emmy noch an vielen unserer Versammlungen und Mahlzeiten teil, soweit es ihre Kräfte zuließen, und sie beteiligte sich von ganzem Herzen am gemeinsamen Singen. Dennoch sagte sie, als sie neunzig wurde, zu einem Gast: „Ich bin bereit, diese Welt zu verlassen. Aber jeden Morgen, wenn ich erwache, bin ich glücklich, dass mir ein weiterer Tag geschenkt ist zu lieben und zu dienen“.

Emmy Arnold starb auf dem Woodcrest Bruderhof am 15. Januar 1980 im Alter von fünfundneunzig Jahren.

Der Bruderhof

Wir wollen Zeugnis dafür ablegen, dass Gott auch heute am Werk ist. Gott ruft auch heute immer noch Frauen und Männer weg von den Wegen der Gewalt, Angst und Isolierung, hin zu einem neuen Weg des Friedens, der Liebe und der Brüderlichkeit. Kurz: Er ruft zur Gemeinschaft.

Die Grundlage unseres gemeinsamen Lebens ist die Bergpredigt und die anderen Lehren Jesu, wie sie uns im Neuen Testament überliefert sind; besonders seine Worte, die zur geschwisterlichen Liebe und zum gegenseitigen Dienst, zur Feindesliebe und zur Gewaltlosigkeit, zur Reinheit und zur Treue in der Ehe aufrufen.

Wie die Ersten Christen verzichteten wir auf Einkommen und Besitz und leben in Gütergemeinschaft, in der jeder das bekommt, was er zum Leben braucht (Apostelgeschichte. 2 und 4). Jedes Mitglied schenkt der Gemeinschaft seine Gaben und seine ganze Arbeitskraft, wo immer sie gebraucht werden. Die Mahlzeiten werden gemeinsam eingenommen, und Versammlungen zum gemeinsamen Gebet, zum Singen oder zur Entscheidungsfindung finden mehrmals wöchentlich statt.

Das Familienleben

Die Familie ist ein Grundpfeiler unserer Gemeinschaft, in die auch die Unverheirateten mit einbezogen werden. Die Kinder sind in unserem Zusammenleben besonders wichtig. Es ist die Aufgabe der Eltern, ihre Kinder zu Verantwortung

und Mitgefühl zu erziehen; unsere Lehrer und die ganze Gemeinschaft unterstützen und ermutigen sie dabei. So können Probleme gelöst, Lasten getragen und Freuden geteilt werden.

Während der Arbeitszeit werden die Babys und kleinen Kinder in unserem „Kinderhaus“ betreut. Die schulpflichtigen Kinder besuchen unsere eigene Schule bis zur 10. Klasse. Je nach Begabung und Möglichkeit folgt darauf eine Ausbildung, ein Studium, eine Lehre oder auch ein freiwilliger Dienst in anderen gemeinnützigen Einrichtungen außerhalb der Bruderhof-Gemeinschaft.

Unsere behinderten, kranken und alten Mitglieder sind ein geliebter und geachteter Teil der Gemeinschaft, die unser Leben durch ihre Erfahrung bereichern. Entweder nehmen sie – wenn auch nur für wenige Stunden – an unserer gemeinsamen Arbeit teil, oder sie werden zuhause versorgt und gepflegt.

Arbeit

Unseren Lebensunterhalt verdienen wir durch die Herstellung und den Verkauf von Kindertausstattungen sowie Hilfsgeräten für Menschen mit Behinderungen. Alles in unserem Leben sollte Ausdruck der gegenseitigen Liebe sein. So ist die Arbeit nicht von unserem Leben getrennt, sondern wird aus Freude am Dienst füreinander getan.

Dazu gehören auch die Arbeit in der Waschküche, die Zubereitung der Mahlzeiten, die Sorge für die Kinder und Alten, und nicht zuletzt die Arbeit in Feld und Garten.

Wurzeln

Die Wurzeln der Bruderhof-Gemeinschaft reichen zurück bis in die Zeit der Radikalen Reformation zu Anfang des 16. Jahrhunderts, als Tausende von so genannten Wiedertäufern die traditionellen Kirchen verließen, um ein Leben in Einfachheit, Brüderlichkeit und Gewaltlosigkeit zu führen. Ein Zweig dieser Bewegung, bekannt unter dem Namen „Hutterer“ – nach ihrem ersten Leiter Jakob Hutter – bildete Siedlungen oder „Bruderhöfe“ im damaligen Mähren, nachdem sie an ihren Entstehungsorten in Süddeutschland und den Habsburger Landen durch Kirche und Staat verfolgt wurden.

Neuere Geschichte

Im Jahr 1920 verließ Eberhard Arnold, ein bekannter Theologe, seine gesicherte Existenz als Leiter des Furchen-Verlags in Berlin und zog mit Frau und Kindern nach dem kleinen Dorf Sannerz in der Rhön. Dort gründeten sie eine kleine Gemeinschaft nach dem Vorbild der Ersten Christen. Obwohl die Arnolds bei der Gründung ihrer Gemeinschaft nicht direkt durch die Hutterer beeinflusst waren, entdeckten sie bald, dass auch heute noch hutterische Bruderhöfe in Nordamerika existieren, und sie nahmen Verbindung mit ihnen auf.

Von Einfluß sind bis heute auch die deutsche Jugendbewegung aus der Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg sowie die Lehren und Schriften von Vater und Sohn Blumhardt.

Nachdem sie 1937 von der Gestapo aus Deutschland ausgewiesen worden war, siedelte sich die inzwischen gewachsene Gemeinschaft in England an. Doch nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges mußten sie als „feindliche Ausländer“ auch England wieder verlassen und fanden schließlich Zuflucht in Paraguay, dem einzigen Land, das bereit war, diese inzwischen international gewordene Friedensbewegung aufzunehmen. Nach Beendigung des Krieges zog die Gemeinschaft nach den USA und später auch wieder nach Europa.

Gegenwart

Zur Zeit gibt es in den USA sieben Bruderhöfe, zwei im Südosten Englands und einen in Australien. 2001 konnte das Haus in Sannerz erworben werden, in dem in den 1920er Jahren die Arnold-Familie mit Freunden das gemeinsame Leben begonnen hat, und wir sind sehr dankbar, dass wir damit an unsere Wurzeln zurückkehren konnten.

Die Anzahl unserer Mitglieder von derzeit ca. 2.500 ist unbedeutend; doch glauben wir, dass unsere Aufgabe nach wie vor wichtig ist: Jesus nachzufolgen und ein Leben aufzubauen, das vom Geist der Liebe geleitet ist. Es ist ein fortwährender Kampf gegen die negativen Strömungen unserer heutigen Gesellschaftskultur, aber auch gegen unsere eigenen Schwächen und den Egoismus, der uns immer wieder im Weg steht. Aber Gott hielt uns bis heute zusammen,

auch in Zeiten der Verfolgung, der inneren Kämpfe und der geistigen Dürre, und wir vertrauen darauf, dass wir ihm auch unsere Zukunft anvertrauen dürfen.

Aufgaben

Auf örtlicher Ebene beteiligen wir uns an freiwilligen Diensten, wie zum Beispiel dem Besuch von Gefangenen, der Beteiligung an Suppenküchen und Nachbarschaftshilfe. Die Mitwirkung an Einsätzen anderer Hilfsorganisationen führt uns in viele Länder.

Wie bei den Ersten Christen ist Mission ein lebendiges Anliegen unserer Aktivitäten: die Gute Botschaft und die Nachricht von Gottes Liebe zu allen Menschen weiterzutragen und gemeinsam zu wirken mit anderen, die sich ebenfalls für eine friedlichere und gerechtere Gesellschaftsordnung einsetzen. Wir freuen uns über jeden, der uns besuchen kommt und dem dieselben Fragen am Herzen liegen.

Verlag

Unser Verlag The Plough Publishing House verbreitet Bücher über Themen wie Nachfolge, gemeinsames Leben, Ehe und Familie, soziale Gerechtigkeit und geistiges Leben. Auch veröffentlichen wir eine kleine Zeitschrift, im Englischen The Plough und im Deutschen Der Pflug, in denen wir zu aktuellen Fragen Stellung beziehen und Aufsätze über persönliche und gesellschaftliche Umwandlung veröffentlichen. Der Versand dieser Zeitschriften erfolgt kostenlos an alle, die daran interessiert sind; wir freuen uns über jede Zuschrift die uns hilft, mit den Lesern in einen Austausch zu kommen.

Information

Wer an mehr Informationen interessiert ist oder einen unser
Bruderhöfe besuchen will wende sich bitte an

Sannerzhaus
Lindenstr. 13
36391 Sinntal-Sannerz
Tel. 06664-402 498
Fax: 06664-402 570

oder

Darvell-Community
Robertsbridge, E. Sussex
TN32 5DR England
Tel. +44 1580 88 33 00
Fax +44 1580 88 33 17

Darvell, im März 2004